Eine Dame

aus der großen Welt.

Roman

von

Ferdinand Gleich.

Erster Band.

Prag.
Verlag von A. G. Steinhauser.
1865.

Druck von Steinhauser & Nowák in Prag

Einleitung.

In der unmittelbaren Nähe einer großen deutschen Residenzstadt befindet sich eine herrschaftliche Villa, welche zu der Zeit, da wir unsere Leser in dieselbe einführen, in jeder Beziehung der reizendste Aufenthaltsort war, den sich eine lebhafte Phantasie vorzustellen vermag.

Ein ziemlich umfangreicher, mit größter Sorgfalt gepflegter Garten breitete sich hinter dem zierlichen, nur ein Stockwerk hohen Wohnhause aus, von dessen vorderer Front aus man auf die Landstraße blickte, während auf der einen Seite des Hauses die Stallungen und Wagenremisen sich befanden, auf der andern ein ansehnliches Gewächs- und Treibhaus mit der Gärtnerwohnung das Hauptgebäude begrenzte.

Schon bei dem ersten Schritt, den man über die Schwelle des herrschaftlichen Hauses that, bemerkte man jene Sinnigkeit des Geschmacks in der Einrichtung und in der Anordnung selbst geringfügiger Gegenstände, wie solche stets nur da zu finden sein wird, wo Reichthum mit hoher Bildung vereint ist.

Durch die mit eleganter Eisengußarbeit gezierte Hausthür trat man in eine Rotunde mit Oberlicht. Es war diese Hausflur mit den Statuetten der neun Musen geziert, welche ebenso wie die weißen Knäufe der schlanken korinthischen Säulen und die zierlichen Arabesken in der Kuppel der Rotunde gegen den künstlichen grauen Marmor der Wände bei dem matten, durch ein Glasdach dringenden Tageslicht stark abstachen.

Der Fußboden dieses Vorhauses zeigte eine gefällige Mosaik von graublauem und weißem echten Marmor.

Bei Abend ward der Raum durch zwei Flammen von portativem Gas erleuchtet, welche an sich gegenüberstehenden Säulen angebracht waren; und auch in diesem Lichte machte derselbe einen überaus angenehmen Eindruck, ähnlich dem des Innern eines kleinen Tempels.

Zu beiden Seiten der Rotunde, bei dem ersten Eintritt von der Straße aus wegen der hervorspringenden Säulen und der zwischen diesen befindlichen Nischen mit den Statuetten kaum bemerkbar, befanden sich die Thüren, welche zu den Zimmern der Dienerschaft führten.

Rechts und links von der dem Haupteingang gegenüberstehenden Flügelthüre führten breite Treppen von braungebeiztem Eichenholz nach dem oberen Stockwerk.

Auch hier bemerkte man schon auf dem Corridor einen geschmackvollen Luxus. Einige werthvolle landschaftliche Gemälde zierten die Wände; schöne tropische Gewächse standen an den Fenstern auf eleganten von Weidenruthen geflochtenen Blumentischen und an den Aufgängen der Treppen in großen Kübeln; weiche Teppiche waren auf dem parquettirten Fußboden ausgebreitet.

In den Zimmern des ersten Stockwerkes herrschte alle moderne Eleganz, ohne daß irgendwo Ueberladung oder sonstige Geschmacklosigkeit selbst für den schärfsten Blick des Kenners bemerkbar gewesen wäre.

Die Tapeten, die Meubles, die Vorhänge, kurz Alles, was zu dem Schmuck eines Gemachs erforderlich ist, paßte in Stoff, Form und Farbe genau zu einander.

In der Mitte des geräumigen Gesellschaftssalons standen ein prächtiger Concertflügel und eine kostbare Pedalharfe unter einem eleganten Kronleuchter von Bronze.

Mehrere größere und kleinere Gemälde in breiten Goldrahmen hingen an den Wänden. Besonders in die Augen fallend waren drei Portraits. Das eine derselben stellte einen mit zahlreichen Orden geschmückten alten Herrn in der Uniform eines Cavallerie-Officiers von hohem Range dar, das andere eine Dame mit schwer-

müthigem, fast leidendem Gesichtsausdruck, das dritte eine junge Dame von außerordentlicher Schönheit.

Eine Glasflügelthüre führte aus diesem Gemache auf den Balcon, auf dessen kunstvoll gearbeiteter Einfassung von Gußeisen ebenfalls seltene Planzen in reich verzierten Töpfen angebracht waren.

Von hier aus genoß man eine entzückende Aussicht.

Unmittelbar zu Füßen hatte man den Garten mit seinen bunten, duftenden Blumenbeeten, mit seinen schwellenden Rasenplätzen, regelmäßigen mit gelbem Sand bestreuten Wegen, stattlichen Obstbäumen, Orangen, Myrthen, Lorbeeren, Oleandern u. s. w., mit Lusthäuschen, Lauben und Weingeländen. Am Ende des Gartens waren die Baumgruppen dichter, die Gänge und Ruheplätzchen daher schattiger und kühler.

Ueber den Garten hinaus sah man auf die Berge, welche jenseits des breiten Stromes liegen, auf dem zur schönen Jahreszeit stets ein reges Leben von Dampfbooten, Frachtschiffen und kleinen Nachen ist.

Neben dem Salon befanden sich auf jeder Seite desselben zwei kleinere Zimmer.

Das eine derselben zeigte sich sofort als ein Wohn- und Arbeitsgemach. Auch hier zierten einige Bilder — Lithograhien und Stahlstiche, die Portraits großer Dichter, Componisten und Maler — die Wände. Der elegante Schreibtisch war umrankt von Epheu, der in regelmäßigen Bogen in Form einer Laube gezogen war. Ein bequemer Sessel stand vor dem Schreibtisch. Ein runder Tisch, eine Causeuse, die nothwendigen Stühle, ein Trumeau bildeten im Wesentlichen das Meublement dieses mäßig großen Zimmers. Auch hier standen auf den Fensterbrettern, zum Theil verdeckt durch lang herabhängende Vorhänge von rothem Seidenstoff und geschmackvoll gewebtem weißen Mull, duftende Blumen und Bouquets; zwischen diesen der zierliche Bauer eines lustig singenden Canarienvögelchens und zwei krystallhelle Glasschalen mit spielenden Goldfischen.

Ganz im Hintergrunde des Zimmers befand sich in der Mauer eine durch einen rothseidenen Vorhang

verdeckte Nische. Wenn man den Vorhang zur Seite schob, gewahrte man hier einen mächtigen feuerfesten Geld- und Documentenschrank.

In dem auf der anderen Seite des Salons gelegenen Gemache war in eleganten Glasschränken eine ausgewählte Bibliothek in kostbaren Einbänden aufgestellt. Eine Staffelei mit einem halb vollendeten landschaftlichen Oelgemälde, vor ihr ein Sessel, ihr zur Seite ein Malkasten, standen in der Mitte des Zimmers. Es mußte kurz vorher erst an dem Gemälde gearbeitet worden sein, denn der Malkasten war offen, die Palette mit den Pinseln lag auf dem Sessel, der Malerstock lehnte an diesem.

Alles in diesem Hause deutete darauf hin, daß echter Sinn für das Schöne und Edle hier herrschte, daß ein wahrhafter, ein begeisterter Cultus der Künste und Wissenschaften unter diesem Dache eine Freistatt gefunden hatte, daß es gute Menschen sein mußten, die hier weilten.

Doch wer war es, dessen Hand alles so sinnig geordnet hatte, wer war der Herr dieser reizenden, mit Allem, was das Leben verschönern und angenehm machen kann, so reich ausgestatteten kleinen Welt?

Diese Frage unseren Lesern zu beantworten, müssen wir sie nach dem im Erdgeschoß befindlichen Gartensalon führen.

Auch hier bemerken wir schon auf den ersten Blick das Schaffen und Walten des in diesem Hause herrschenden Geistes.

Es war dieser Gartensalon mit dem feinsten Geschmack seiner Bestimmung gemäß ausgestattet. Die hellfarbige Tapete gab dem Raum ein freundliches Ansehen. Dem entsprechend waren das leichte zierliche Mobiliar, die an den Fenstern lang herabhängenden Vorhänge von Filetstrickerei, der Kronleuchter mit Milchglaskugeln, die Bilder an den Wänden, romantische Landschaften und Jagdscenen darstellend.

Durch die offenstehende Glasthüre drang die reine warme Luft eines schönen Julimorgens in das Gemach.

Aus dieser Thür tretend stand man auf einem vor dem Gartensalon befindlichen, drei Schritte breiten Perron von Sandstein, von dem aus man auf drei Stufen hinab nach einem etwa zwanzig Schritte im Durchmesser haltenden, halbkreisförmigen, mit gelbem Sand bestreuten Platz gelangte. Ein breiter Weg führte von hier aus in schnurgerader Linie bis zu einem geschlossenen Gitterthor von Gußeisen am äußersten Ende des Gartens, dessen Boden sich nach dem Strom zu etwas senkte. Den halbrunden Platz vor dem Hause fassten Orangen- und hochgewachsene Myrthen- und Oleanderbäume ein. Unter dem Schatten der letzteren standen rechts von der Thür des Salons ein Gartentisch und mehrere zierlich gearbeitete Stühle von Eisen.

An dem einen Fenster des Gartensalons schaukelte sich ein grauer Papagei in einem großen Käfig von Messing, von Zeit zu Zeit laut rufend: „Laura hat kleine Elisabeth lieb,“ oder: „wenn Elisabeth weint, beißt Laura.“

Wie sehr die Kunst den Bewohnern des Hauses Bedürfniß war, bewies das Pianino, das an der einen Wand des Salons stand.

Das Instrument war geöffnet und auf dem Pulte lag ein aufgeschlagenes Notenheft. Ein flüchtiger Blick auf dieses Heft lehrt uns, daß es Beethovens Sonata apassionata war, welche zuletzt hier gespielt worden. Ein kleiner Stoß Musikalien lag auf dem Instrument; es waren Lieder von Franz Schubert und Mendelssohn, Opernarien von Mozart, C. M. von Weber, Rossini und Meyerbeer, Clavierstücke von Beethoven, Mendelssohn, Schumann und Lißt — also auch dadurch ward der gewählteste Kunstgeschmack documentirt.

Auf einer Chaiselonge saß ein junges Mädchen von etwa zwanzig Jahren, die niedlichen, mit zierlichen Morgenschuhen bekleideten Füßchen auf ein Fußbänkchen gestemmt, in einem weiten, faltigen, mit kostbaren Spitzen besetzten weißen Hauskleide; um die schlanke Taille der jungen Dame schlang sich ein breites blaues Band, das

zu einer Schleife zusammengebunden war, deren Enden weit herabfielen.

Wir erkennen in diesem reizenden Frauenbild das Original des Portraits einer jungen Dame, welches wir bereits in dem Gesellschaftssalon bemerkten.

Das junge Mädchen war in die Lecture eines Buches vertieft, das sie in der linken Hand hielt, während sie den rechten halb entblößten Arm auf die Seitenlehne des Stuhls stützte. Der Kopf ruhte in der rechten Hand, deren zarte blendend weiße Fingerchen in dem vollen blonden Lockenhaar halb verborgen waren und durch dieses noch glänzender hervorschauten, als der große Diamant, den sie in einem Ringe an dem Zeigefinger trug.

Das Gesicht der jungen Dame prangte in frischester Jugendblüthe und in seltener Schönheit. Die edlen, feingeschnittenen Züge, die blendende Weiße des Teints, das zart hingehauchte Roth der Wangen, die freie klare Stirn, waren umstrahlt von dem Abglanz der schönen Seele, die in dieser schönen Hülle wohnte, verklärt von dem poetischen Duft echter Weiblichkeit und unschuldsvoller Jungfräulichkeit. Das große himmelblaue Auge hatte einen hohen geistigen Ausdruck; es glich einem unergründlich tiefen klaren See, es sprach für ein reiches Gemüthsleben, es lächelte voller Unschuld, voll Milde und Freundlichkeit des Herzens.

Dieses junge Mädchen, auf dessen Haupt der Himmel das ganze Füllhorn seiner den Menschen beglückenden Gaben ausgeschüttet hatte, war die Herrin der Besitzung.

Die Lecture des Buches mußte die Dame lebhaft beschäftigen und die sich entgegengesetztesten Gefühle in ihr erregen, denn bald schwebte über dem schönen Antlitz eine seelische Verklärung, wie sie nur die Macht echter Poesie in dem Menschen hervorzurufen vermag, bald spielte auch wohl ein schelmisches Lächeln um den kleinen Mund, zuweilen zeigte sich aber auch der Ausdruck des Unmuths, getäuschter Erwartung oder selbst des Unbehagens in den Zügen des jungen Mädchens.

War es doch Heine's Buch der Lieder, das sie in der Hand hielt!

Sie ließ die linke Hand mit dem Buche in den Schoß sinken und blickte sinnend vor sich hin.

Das zierliche silbergraue Windspiel, das lang ausgestreckt, den Kopf zwischen den Vorderfüßen, neben dem Fußbänkchen lag, verfolgte mit seinen treuen und klugen Augen jede Bewegung seiner schönen Herrin und schien fast mit Besorgniß den schnellen Wechsel der Stimmung zu beobachten, der sich in ihrem Gesicht zu erkennen gab.

„Ich kann mich in diesem närrischen Menschen nicht zurecht finden," sprach sie halblaut zu sich selbst; „so viel gewaltige Poesie, eine so blühende Phantasie, so herrliche, erhabene Gedanken, mit denen er mir das Innerste der Seele bewegt; so viel Schönheit und Tiefe der Empfindung, solche wunderbare Klänge, die alle Saiten des Herzens sympathisch berühren — neben drolligen Einfällen, geistreichen aber auch hämischen und beißenden Bemerkungen und schlechten Scherzen...! Nein, er ist ein abscheulicher Mensch, der eine glühende Begeisterung in uns anfacht, der das Herz mit gewaltiger Poesie erwärmt und es dann in der scharfen eisigen Zugluft seines Witzes hohnlachend sich erkälten läßt — der es sich zum Vergnügen zu machen scheint, uns hinaufzutragen in die lichten Höhen ewiger Verklärung, uns in die Rosengärten eines nur geahnten Zauberlandes zu führen, um uns plötzlich wieder in die Welt alltäglicher kalter Prosa zurückfallen zu lassen...! Wie kann man nur so erhabene, so herrliche und große Ideen haben und dabei ein so boshafter Mensch sein...! Aber du Schelm sollst mir den schönen Morgen nicht verderben...! Ich flüchte mich vor dir zu meinem lieben deutschen Meistersänger.... er hat dich besser verstanden, als du dich selbst...!"

Sie legte das Buch auf das neben ihrem Sitz stehende Tischchen, erhob sich und ging nach dem Pianino. Ajax, das Windspiel, folgte der Herrin und legte sich ihr zu Füßen, nachdem diese vor dem Instrumente Platz genommen hatte.

Bald ertönte von einer vollen und silberhellen Sopranstimme gesungen Franz Schubert's herrliche Composition des Heine'schen Gedichtes „Am Meer."

Mit dem Ausdruck tiefer Empfindung sang das junge Mädchen dieses Meisterstück eines deutschen Liedes ... hell und rein durchklang ihre schöne Stimme die laue duftige Morgenluft ... die Vögel in dem dichten Laub der Bäume, die Blumen in dem Garten schienen diesen keuschen Tönen voll Entzücken zu lauschen.

Der letzte Accord des Musikstücks war verklungen; gedankenvoll blieb die Sängerin, die gefalteten Hände in dem Schoß ruhen lassend, sitzen.

„Mich hat das unglücksel'ge Weib
Vergiftet mit ihren Thränen!"

sprach sie leise, die Schlußworte des Gedichtes wiederholend, vor sich hin.

„Was muß der Dichter empfunden haben, als er diese Worte schrieb, was der Sänger, als er diese wunderbaren Töne schuf!" fuhr sie sinnend fort; „welche Wonne aber auch, welch' tiefer Schmerz liegt in diesen Tönen ...! Ist der Mensch wohl glücklich, der so etwas empfinden, der es so aussprechen kann ...? Ja, er ist glücklich, er muß es sein, denn er ist begnadet vor Millionen ...!"

Noch einmal erklangen die Saiten des Instruments, noch einmal schwebten die Klänge der bezaubernden Stimme durch die milde Luft — aber ernst und traurig war das Lied — es war Franz Schuberts „Wanderer—!"

„Nur wo du nicht bist, ist das Glück ...! Welche Macht des Schmerzes drücken diese Worte, diese Töne aus ...! Wird auch für mich einst die Zeit kommen, wo mir das Schicksal diesen Spruch zuruft ...? Und wenn es geschieht, werde ich dann die Kraft haben, das Furchtbare zu ertragen ...? Habe ich das Recht, größere Ansprüche an das Leben zu erheben, als andere Sterbliche ...? Wer bin ich, welches Verdienstes darf ich mich rühmen, was habe ich gethan, was vollbracht ...?"

Ein Murren des ihr zu Füßen liegenden Thieres weckte das Fräulein aus dem ernsten, trüben Sinnen.

Ajax hatte ein von vorsichtigen Schritten herrüh-

rendes leises Knistern des Sandes auf dem kleinen freien Platze vor dem Hause mit scharfem Ohr vernommen. Er richtete den Kopf in die Höhe, eilte dann plötzlich hinaus in den Garten und sprang freudig an einem alten Mann im Gärtnerschurz hinauf, der das Thier mit seinen großen rauhen Händen liebkoste.

Kaum hatte die junge Dame den Alten bemerkt, so rief sie:

„Ei sieh' da, Stephan, Du bist's ... komm doch näher, Alter!"

Der Gärtner stieg die steinernen Stufen hinauf, die zu dem Salon führten, und blieb dann mit mehrmaligen linkischen Verbeugungen grüßend und die Mütze verlegen mit beiden Händen drehend am Eingange stehen.

„Aber was ist denn das, Stephan, Du hast ja Thränen in den Augen," fragte das Fräulein verwundert, nachdem sie den Alten näher betrachtet hatte; „ist Dir etwas Schlimmes begegnet, hast Du über etwas zu klagen?"

„Wer sollte Ursache haben, sich da zu beklagen, wo unser liebes, schönes gnädiges Fräulein das Regiment führt ...! das müßte ja ein ganz schlechter und undankbarer Mensch sein!" erwiederte der alte Gärtner; „nein, Sie machen Alle glücklich, die in Ihre Nähe kommen ... Seitdem Sie hier sind, freut sich Alles noch einmal so sehr des Daseins, selbst die Blumen im Garten blühen noch schöner als sonst!"

„Ei, Du alter Schmeichler, Du wirst mich noch stolz machen!" rief die junge Dame lächelnd dem Alten drohend; „doch ich weiß, daß Du stets ein treuer Diener meiner Familie gewesen bist, ich weiß, daß Du mich liebst ..."

„Und verdanke ich Ihnen nicht Alles, gnädiges Fräulein ... mein ruhiges sorgenloses Alter, daß ich meinen Christoph zu einem ordentlichen Menschen erziehen, daß ich an ihm und an Röschen Freude erleben konnte ...!" unterbrach sie Stephan; „wer war es denn, der mich und die Meinigen aus Noth und Elend zog ...?

„Sprich nicht mehr davon ... ich weiß es selbst nicht mehr recht und will es auch nicht wissen."

„Und dennoch geht mir das Herz auf und der Mund über, wenn ich daran denke, wie ich im Winter des Hungerjahres schwer krank darniederlag, hilflos, von aller Welt verlassen. Wir hatten nichts mehr als das Stroh, das mein Krankenbett war, die Lumpen, die uns nothdürftig bedeckten ... das letzte werthvolle Stück unserer kleinen Wirthschaft war verkauft ... mein Weib und mein Kind gingen von Thür zu Thür, die Mildthätigkeit guter Menschen anflehend ... da erschien ein kleiner blonder Engel in unserer Behausung und brachte uns Glück und Segen zurück ... Sie waren es! Der Jammer meines Weibes, das mit Christoph vor der Thür Ihres älterlichen Hauses gebettelt, hatte ihr unschuldiges Kinderherz gerührt; Sie baten für uns bei dem seligen Herrn und er schickte Sie selbst in Begleitung der französischen Mamsell und des braven Georg zu uns. Es war ein kalter, rauher Winterabend ... meine Frau konnte mit ihren erstarrten Händen nicht mehr stricken, mein Kind wimmerte vor Hunger und Frost, ich selbst glaubte den nächsten Morgen nicht zu erleben ... Sie brachten uns, was wir bedurften: bald loderte ein helles Feuer im Ofen, wir erhielten Kleider und Speise, der Herr General sandte seinen eigenen Hausarzt ... und als das Frühjahr kam und ich hergestellt war, da ging ich nach dem Hause Ihres seligen Herrn Vaters, um ihm zu danken. Georg wollte mich nicht vorlassen, aber wieder waren Sie es, die sich meiner annahm. Sie führten mich zu dem Herrn, und als ich dem Herrn General auf sein Befragen erzählte, daß ich Soldat gewesen und bei seinem Regimente gestanden hatte, da behielt er mich ganz bei sich und gab mir die Stelle eines Gärtners auf diesem Landsitz."

„Aber Stephan, wie kam es, daß Du vorhin Thränen in den Augen hattest? Darauf hast Du mir noch keine Antwort gegeben," fragte das Fräulein, seinen Redestrom unterbrechend.

„Ich will es nur gestehen," antwortete Stephan

verlegen, „ich bin unbescheiden gewesen. Als ich hier in der Nähe arbeitete, hörte ich Sie mit Ihrer lieben hellen Stimme singen ..; ich ließ den Spaten fallen, ich schlich mich vorsichtig näher, um Ihren schönen Gesang recht deutlich zu hören ... und da kann es wohl sein, daß meine alten Augen naß geworden sind."

„Hörst Du so gern Gesang?"

„Ach ja, gnädiges Fräulein, aber ..."

„Nun aber?" fragte die junge Dame, als der Alte in seiner Rede stockte.

„Ich wage es nicht zu sagen ..."

„Aber ich will es, ich will wissen, was Dir an meinem Gesange nicht gefällt."

„Ja, wissen Sie, gnädiges Fräulein, ich habe schon öfter, wenn ich Sie singen hörte, unter dem Fenster hier gelauscht ..."

„So — nun kommt es also heraus!" rief die junge Dame lachend.

„Ich weiß, daß es unrecht war, aber ich konnte nicht widerstehen ... Verzeihen Sie mir, es soll nicht wieder geschehen ..."

„Nein, Stephan, wenn es Dir Freude macht, so habe ich nichts dagegen — aber nun mußt Du mir auch endlich sagen, was Du an meinem Singen eigentlich auszusetzen hast."

„Ach Gott, wie soll ich es nur sagen ...! Ja sehen Sie, gnädiges Fräulein, wenn Sie so allein singen, so ganz für sich oder wenn nur Fräulein Therese dabei ist, ach, da klingt alles so schön, da geht es mir so recht zu Herzen ... aber als neulich die vielen Herren und Damen bei Ihnen waren, da sangen Sie auch und zwar recht schön, und es war gewiß sehr gelehrt und künstlich, denn die ganze Gesellschaft war entzückt davon, und die vornehmen Herrschaften müssen doch wissen, was gut ist ... aber ich verstand es nicht, es war eine fremde Sprache und so viele Schnörkelei dabei, es kam mir sogar vor, als sei es gar nicht ihre schöne reine Stimme ..."

„Ah so, also Maëstro Verdi und sein Trovatore

haben keine Gnade vor Deinen Ohren gefunden!" rief das Fräulein lachend.

„Ich weiß nicht, was das ist, aber mir ging es nicht so an das Herz, wie auch heute, wo ich weinen mußte über die Musik und auch über Sie...!"

„Wie, über mich?"

„Ja, denn es klang so schwermüthig und ich meinte, Sie selbst wären traurig... aber das dürfen Sie nicht sein! Wir freuten uns stets, wenn Sie als kleines Mädchen zu uns kamen, mit meinem Christoph spielten und im Garten umhersprangen und mit ihrem hellen Kinderstimmchen so schöne fröhliche Lieder sangen... Freilich, jetzt ist das anders: Sie sind eine große und vornehme Dame geworden, meine gute Frau ist hinübergegangen, Christoph wurde Soldat und ich wäre in meinem Alter ganz allein, wenn nicht Röschen zu mir gekommen wäre, als meine Schwester, Röschens Mutter, gestorben war."

„Ja, Stephan, Du hast auch recht, ich darf nicht traurig und schwermüthig sein... es war das eine vorübergehende Stimmung... Du hörst lieber ein fröhliches Lied von mir, nun, so will ich Dir und mir ein solches singen."

Sie wendete sich wieder zu dem Instrument; ihre zarten rosigen Finger glitten über die Tasten und in gehobener Stimmung, mit vollem, freudig schlagendem Herzen sang sie Mendelssohns „Auf Flügeln des Gesanges."

Ehe sie noch das Lied beendet hatte, öffnete sich leise die Thür und eine ältere Dame trat in den Gartensalon, Stephans ehrerbietigen Gruß mit einem freundlichen Kopfnicken erwiedernd.

Die äußere Erscheinung dieser Dame war eine höchst gewinnende. Sie mochte etwa vierzig Jahre alt sein; ihr edles regelmäßiges Gesicht zeigte noch deutliche Spuren großer Schönheit, zugleich aber auch jenen Ausdruck von stiller Ergebung, der namentlich den Frauen von Herz und Geist eigen ist, welche in den schönsten Hoffnungen ihres Lebens getäuscht, viele Leiden des

Gemüths erfahren haben, welche schuldlos vom Geschick hart heimgesucht worden sind, aber einen zu hohen moralischen Werth und zu viel Edelsinn besitzen, als daß Erbitterung gegen die Welt und gegen die Menschen in ihrem Herzen Platz greifen könnten, vielmehr immer und immer wieder in treuer Anhänglichkeit und mit warmer Liebe sich an die Wesen anschließen, die ihnen mit Liebe entgegen kommen und ihnen die Arme öffnen.

Die Eintretende war von schlankem, zierlichem Wuchs, ihr ganzes Auftreten, ihre Bewegungen waren die einer Frau aus höheren und gebildeten Kreisen. Die einfache geschmackvolle Morgentoilette, welche die Dame trug, erhöhte den angenehmen Eindruck ihrer Persönlichkeit.

In einiger Entfernung von der Sängerin stehen bleibend blickte sie mild lächelnd auf diese. Als aber die letzten Töne des Lieds verhallt waren, rief sie auf das am Clavier sitzende Fräulein zugehend und das junge Mädchen mit einem zärtlichen Kuß begrüßend:

„Bravo, Elisabeth, Du hast wieder himmlisch gesungen, so daß Du selbst die Nachtigall beschämst, die gestern Abend so schön dort in den Bäumen des Parks ihr Lied erschallen ließ!“

„Meine liebe, gute Therese,“ erwiederte Elisabeth leicht erröthend, der Freundin liebevoll ins Auge blickend, „Du selbst willst mich beschämen.“

„Aber eine kleine Eitelkeit bist Du doch“ nahm Fräulein Therese scherzend wieder das Wort, „Du willst Dein Licht nicht unter dem Scheffel stehen lassen, Du mußt ein Publicum haben, das Dich hört und Dir applaudirt, und sollte es in Ermanglung eines anderen unser alter Stephan sein!“

„O, wie kannst Du nur so etwas sagen“, rief Elisabeth schmollend, „kennst Du mich so wenig . . .! Das war nicht recht . . .!

„Theuere Freundin, ich wollte Dich nicht kränken . . . vergieb mir,“ rief Therese ihren Arm um Elisabeths Nacken schlingend und das schöne Haupt der jungen Dame an ihre Brust legend.

Elisabeth blickte zärtlich zu ihr auf und sprach:

„Weißt Du, der Stephan hört Gesang sehr gern; er hat schon oft unter dem Fenster gelauscht, wenn ich sang, und als ich das heute bemerkte, ließ ich ihn hereinkommen, damit er es noch besser hören könne... Sollte ich dem alten guten Manne diese Freude nicht gönnen?"

„Du bist ein Engel von Herzensgüte . . . und ich konnte einen solchen Scherz machen . . .! O, vergieb mir . . . .!"

„Glaubst Du wirklich, ich könnte Dir zürnen?" fragte Elisabeth mit sanftem Blick zu der Freundin aufblickend. —

Es war ein inniges schönes Freundschaftsband, das die Herzen dieser beiden edlen weiblichen Wesen trotz der großen Altersverschiedenheit umschlang — und dennoch war es erst seit etwa zwei Jahren, daß sie sich kannten.

Als der General Baron von Marsenburg, der Vater Elisabeths, das Ende seines langen und ruhmvollen Lebens herannahen fühlte, ließ er eines Tags die Tochter, die sonst nicht von seinem Krankenlager wich, diesmal aber auf sein Geheiß sich für einige Augenblicke entfernt hatte, wieder zu sich rufen.

Beim Eintritt in das Zimmer des Vaters fand Elisabeth eine ihr fremde Dame.

„Mein theures Kind," redete der General die erstaunende Tochter an, „ich fühle, daß ich bald von Dir scheiden muß... höre also, was ich Dir noch zu sagen habe, ehe mich Gott von dieser Erde abruft."

„O mein Vater, Du willst mich verlassen... nein, das kann nicht, das wird nicht geschehen!" rief Elisabeth vor dem Bett niederknieend und die Hände des Greises mit ihren Thränen benetzend.

„Beruhige Dich darüber, mein geliebtes, leider nur noch mein einziges Kind... das ist so der Lauf der Natur, das allgemeine Loos der Menschen... Ich habe lange genug hier gelebt und ich hoffe, es ist mein Wirken auf dieser Welt kein ganz unnützes gewesen,

ich hoffe, ich habe den Posten, auf den mich Gott gestellt hat, ehrenvoll behauptet... jetzt muß ich Anderen Platz machen, die auch ein Recht auf das Erdendasein haben... Dir lacht das Leben in seinem vollen Glanze; ich habe Alles gethan, was ich vermochte, um Dir ein glückliches Loos zu schaffen... genieße das Leben, erfreue Dich des Daseins, denn wer das nicht thut, zeigt sich undankbar gegen den guten Gott, der einzelne Menschen mit irdischen Glücksgütern segnet, damit sie selbst glücklich sein und anderen Menschen, denen das Schicksal weniger günstig gewesen ist, so viel als möglich diesen Mangel an äußeren Gütern ersetzen, ihre Thränen trocknen, ihren Kummer lindern können... Versprichst Du mir, das zu thun, dann kann ich mit der Ueberzeugung von hinnen gehen, daß Du das Glück, auf Gottes schöner Erde zu leben, zu schätzen weißt... auf diese Weise ehrst Du mein Andenken besser, als durch endlose, unfruchtbare Trauer um den Vater... weiß ich doch, daß meine Elisabeth mich nie vergessen wird!"

Die Tochter drückte schluchzend des Vaters Hand an ihr Herz, selbst keines Wortes mächtig.

„Damit ich aber vollkommen beruhigt scheiden und auch mit dem, was ich an Dir gethan habe, vor dem Richterstuhle des Ewigen bestehen kann, muß ich noch in meiner letzten Stunde für Dich sorgen und Dich sicher stellen vor den Stürmen des Lebens, von denen auch das glücklichste Menschendasein nicht verschont bleibt... Höre also, was ich Dir zu sagen habe... Du bist die einzige Erbin meines irdischen Besitzes, Du wirst bald die alleinige Herrin eines ansehnlichen Vermögens sein..."

„Und Caroline...?" fragte Elisabeth sich aufrichtend, „hast Du sie ganz aus Deinem Herzen verstoßen?"

Der Schatten eines tiefen Schmerzes flog über das bleiche Antlitz des Greises, ein tiefer Seufzer hob seine Brust; er faltete die Hände wie zum Gebet; dann sprach er mit bewegter Stimme:

„Nein, ich habe sie nicht vergessen, sie nicht aus meinem Herzen verstoßen... wie vermöchte das ein Vater! Ich habe ihr längst alles das schwere Herzeleid vergeben, das sie mir verursacht hat... aber sie ist mir vorausgegangen, sie ist nicht mehr!"

„Wie, sie ist todt und Du verschwiegst mir das?"

„Ich beging damit vielleicht ein Unrecht, aber ich wollte von ihr nicht sprechen, ich wollte den Schmerz über das, was sie uns angethan, allein in mir tragen und wollte von ihrem Schicksale mit Dir nicht reden... der Gedanke an sie war das einzige schwere Leiden meines Lebens, das mich ganz niederdrückte...! Ich habe manchen Verlust, manchen Kummer gehabt; ich sah meine Gattin in ein frühes Grab sinken, aber der Schmerz um diese Theuere war ein heiliges Gefühl, das mich erhob und mich anspornte, mir die Kraft gab, die Pflichten gegen die Meinen so weit zu erfüllen, als das überhaupt dem Sterblichen möglich ist... Nein, ich habe mein Herz Carolinen nie verschlossen, sie blieb meine Tochter trotz alledem, was geschehen war.

„Seit Jahren schon stellte ich Nachforschungen nach ihr an..... ich erfuhr, daß sie eine Zeit lang mit ihrem Manne in Paris gelebt hatte, dann in einem deutschen Badeorte wieder erschienen sei. Was ich von ihr hörte, erfüllte mich mit tiefem Schmerz.... aber sie blieb doch immer die Tochter meiner unvergeßlichen Gattin.....! Ich schrieb ihr nicht nur einmal... nein, immer und immer wieder.. nie aber erhielt ich Antwort von ihr.... Endlich vernahm ich, daß sie sich von ihrem Manne getrennt und in Hamburg nach Amerika eingeschifft hätte...... Ich schrieb an einen Freund, der in jener Stadt als Großkaufmann lebt, und bat ihn dringend, genaue Erkundigungen einzuziehen, ob sich Alles auch so verhalte, wie ich gehört hatte.... Da las ich zufällig in der Zeitung, daß ein von Hamburg kommendes Auswandererschiff an der Küste von Neufoundland mit seiner sämmtlichen Mannschaft und allen Passagieren untergegangen sei. Noch an demselben Tag erhielt ich einen Brief von meinem Hamburger Freund.

Der Name des Schiffs, auf dem Caroline gewesen, war derselbe, den das gescheiterte Fahrzeug führte ... Sie fand ihr Grab in den Wogen des Oceans ..... Gott gebe ihr die ewige Ruhe!"

Der Greis schwieg einige Augenblicke lang; nur ein leises Schluchzen Elisabeths und einen schweren Seufzer, der sich aus der Brust des Sterbenden wand, vernahm man in dem halbdunklen Raume.

„Du bist meine einzige Tochter und Erbin," fuhr der General endlich fort, „aber Du bist noch zu jung, um allein ein Vermögen verwalten zu können, auch kannst Du dem Gesetz nach noch nicht selbstständig in der Welt dastehen ..... Deshalb habe ich Dir meinen alten treuen Freund und Rechtsbeistand, den guten Dr. Millner, zum Vormund bestellt — er wird treu und redlich Dein Interesse wahren und Dir so lange mit Rath und That zur Seite stehen, bis Du in einem Deiner würdigen Gatten einen natürlichen Beschützer findest ... O, daß es mir versagt bleiben muß, diese Freude zu erleben — denn das weiß ich, meine Elisabeth würde mir einen braven Sohn ins Haus gebracht haben .....!

„Aber Du bedarfst noch mehr, als eines Vormunds und Rechtsbeistands ... der ist nur zu Deinem Schutze gegen die Außenwelt da. Millner ist der bravste, edeldenkendste und zartfühlendste Mensch, aber er ist ein Mann, und Dein junges Herz bedarf auch der Fürsorge eines weiblichen Wesens. So lange als ich es vermochte, habe ich nach bestem Wissen und Gewissen Dir durch meine Liebe die Mutter zu ersetzen gesucht, und wenn ich Dich in Deiner unschuldvollen Weiblichkeit betrachte, muß ich glauben, daß ich Dich nicht schlecht geführt habe ... Jetzt scheide ich und gebe Dir auch hierfür einen Ersatz: hier diese Dame, Fräulein Therese Willmar, wird die zarte Blüthe Deines Herzens pflegen und behüten, in ihre Hand lege ich die Vollendung des schönen Werkes ..... daß ich das thue, sei Dir ein Beweis dafür, daß ich sie wie keine Andere dazu berufen weiß ... Sie wird Dir eine Freundin, eine

Mutter sein... liebe und ehre sie als eine solche... sie ist dessen würdig..."

Die Fremde, welche von dem Augenblicke an, daß Elisabeth im Zimmer erschienen war, kein Auge von der lieblichen Gestalt des jungen Mädchens gewendet hatte, näherte sich jetzt dem Lager des Sterbenden. Sie ergriff Elisabeths Hand, blickte sie in großer Erregung mit herzlicher Liebe an und sprach: „Darf ich diese Hand fassen, mein liebes Fräulein, darf ich in Ihrer Nähe bleiben...?"

Elisabeth vermochte nicht zu antworten, überwältigt von einem eigenthümlichen Gefühl, das sie ergriff, als sie die Hand der ihr bis jetzt unbekannt Gewesenen in der ihrigen erbeben fühlte... sie führte diese Hand an ihre Lippen und drückte einen heißen Kuß auf sie, blickte Theresen in das Antlitz und fiel ihr dann — sie wußte selbst nicht, wie das geschah — um den Hals.

Beide knieten nieder vor dem Lager des Sterbenden und gelobten ihm, ewige treue Freundschaft zu halten... Der Greis legte segnend seine zitternden Hände auf ihre Häupter und sank dann zurück auf seine Kissen... Bald senkte sich ein ruhiger Schlummer auf sein ehrwürdiges Haupt... es war sein letzter... Der milde Bruder des Todesengels führte diesem mit sanfter Hand die unsterbliche Seele des Sterbenden zu... ein großes, edles Herz hatte aufgehört zu schlagen... der Schleier des Todes deckte das Haupt, das in diesem Leben der Lorbeer kriegerischen Ruhmes geziert hatte.

Was Elisabeth und Therese dem sterbenden Vater gelobt hatten, das ward auch treulich erfüllt. Es war der schönste Bund, der diese beiden edlen Frauenherzen vereinte und bald konnte die Eine nicht mehr ohne die Andere leben.

Schon öfter hatte Elisabeth die Freundin um das trauliche Du gebeten, allein Therese hatte anfänglich sich gegen dieses äußere Zeichen von Vertraulichkeit gesträubt. Sie wollte nicht ganz die Scheidewand sinken lassen, welche sie, die arme Bürgerliche, von der reichen Dame aus einem altadeligen Geschlecht wenigstens

in den Augen der Welt trennte. Als aber Elisabeth mit Bitten nicht nachließ, gab Therese endlich nach, und wie diese den Wunsch der Freundin erfüllte, die Innigkeit, mit der sie den schwesterlichen Kuß auf deren Lippen drückte, sprach dafür, wie sehr ihr selbst auch dieses Du Bedürfniß des Herzens war...

. . . .

Nach dem Tode des Vaters hatte Elisabeth zu ihrem dauernden Wohnsitz die an dem Strom gelegene Villa gewählt und dieselbe noch mehr nach ihrem eigenen Geschmack eingerichtet. Das große Haus, das sie in der Residenz besaß, hatte Doctor Millner im Interesse seiner Mündel sehr vortheilhaft vermiethet. Das Stammgut der Familie, das weiter entfernt von der Stadt lag, besuchte die schöne Besitzerin desselben alljährlich nur auf kurze Zeit. Die Villa gewährte ihr zugleich die Annehmlichkeiten des Landlebens und die geistige Anregung der nahen großen Stadt. Sie erhielt hier, namentlich im Sommer, fast täglich Besuch von befreundeten Familien, sah auch zuweilen größere Gesellschaften bei sich, zu denen vorzugsweise auch einige der bedeutendsten Künstler der Residenz, welche in dem Hause der jungen Baroneß stets gern gesehen waren, hinzugezogen wurden.

Auch am Nachmittag des schönen Julitages, an dem wir die Herrin der anmuthigen Besitzung kennen gelernt haben, kamen mehrere Damen aus der Stadt auf der Villa an.

Die Zeit verging daher den beiden Bewohnerinnen des Landsitzes sehr schnell.

Als aber die Fremden mit hereinbrechender Dunkelheit nach der Stadt zurückgekehrt waren, verweilten die Damen des Hauses, den herrlichen Anblick der Sommernacht genießend, noch bis gegen eilf Uhr auf dem Balcon.

Endlich begaben sie sich zur Ruhe.

Sanft schlummernd, ruhte die schöne Herrin auf dem weichen Kissen ihres Lagers, über das blaue Vorhänge von schwerem seidenen Stoff zu beiden Seiten

in dicken Falten zeltartig herabfielen. Das kleine mit allem Luxus und Geschmack ausgestattete Gemach hatte himmelblaue Tapeten; dichte seidene Vorhänge von derselben Farbe verhüllten das Fenster und die Thüre, welche nach dem Arbeitszimmer führte; in der mit Blumen verzierten Ampel von Milchglas, die in der Mitte des Gemachs von der Decke herabhing, brannte ein mattes Licht und verbreitete einen magischen Dämmerschein in diesem stillen Heiligthume.

Neben dem Bett auf dem kostbaren Teppich hatte sich der treue Ajax, der stete Begleiter Elisabeths, in einen Ring zusammengerollt, gelagert.

Ueber den reinen edlen Zügen der Jungfrau schwebte das Lächeln der Unschuld und des Seelenfriedens. Die dichten blonden Locken lagen in malerischer Unordnung auf dem Kissen; die kostbaren Spitzen, mit denen das Nachtjäckchen besetzt war, hoben sich in regelmäßiger Bewegung von den sanften Athemzügen der schönen Schläferin, welche die kleinen weißen Händchen noch zu dem Abendgebet gefaltet hielt, das der allgütige Gott gewiß erhört hatte, wenn das liebe gute Kind auch darüber eingeschlummert war, es also nicht hatte vollenden können.

Da bewegten sich leise die seidenen Vorhänge an der Thür, sie wurden von einer kleinen weißen Hand bei Seite geschoben ..... eine hohe Frauengestalt in weißem Gewand trat vorsichtig und mit unhörbarem Schritt in das Gemach.

Ajax hob den Kopf in die Höhe und ließ ein leises Murren hören ... doch die Eintretende gebot ihm mit einer Bewegung der Hand ruhig zu sein, und alsbald legte sich das Thier wieder still nieder.

Einige Augenblicke lang betrachtete die Frau sinnend die Schläferin.

In ihrem Antlitz malte sich die innigste Liebe und Wonne; Thränen glänzten in ihren Augen, aber es waren diese nicht die Zeichen des Schmerzes; nur eine stille, verklärte Wehmuth drückten die Züge der Frau aus .....

Sie kniete neben dem Bette nieder — ein heißes Gebet drang lautlos aus ihrem Busen hinauf zu dem allmächtigen und allgütigen Gott der Liebe ....

Sie erhob sich, streckte noch einmal wie segnend die Hände über das Haupt der Schlafenden und verließ dann eben so leise, wie sie gekommen war, das Gemach, noch einmal einen Blick voll Liebe nach dem Lager der Jungfrau werfend, ehe sie hinter den Vorhängen des Eingangs verschwand.

I.

Der General Baron von Marsenburg war einer der verdientesten Officiere der **schen Armee. Als der Sohn eines alten Adelsgeschlechts war er, kaum dem Knabenalter entwachsen, als Cornet bei einem Cürassier-Regiment in das Heer getreten und sofort hatte er auch Gelegenheit genug gefunden, die wahre Bestimmung des Soldaten praktisch kennen zu lernen, denn damals ward Europa von den durch die große französische Revolution erregten Stürmen erschüttert; ein schweres Unwetter reinigte mit mächtigen Donnerschlägen die erstickende dumpfe Atmospähre, welche die Reste des bereits todten Mittelalters erzeugten; der morsche Bau der Staaten begann zu wanken und das tausendjährige, einst so mächtige und weltgebietende, zuletzt aber zu einem kläglichen Schattenbilde hinabgesunkene heilige römisch-deutsche Reich stürzte zusammen und verschwand spurlos vor dem Wehen des Geistes einer neuen Zeit.

Damals gab es mehr als genug Arbeit für den Soldaten, denn es galt die Feuersbrunst, die Frankreich verwüstete, den uralten Thron Hugo Capets verzehrte und Tausende von Opfern forderte, zu ersticken oder wenigstens ihr weiteres Umsichgreifen zu verhindern. Es war also eine harte Schule, in welche der junge Baron von Marsenburg kam; ein Leben voll Kampf und Gefahr, voll Mühsal und Entbehrungen boten ihm

die Jahre seiner Jugend; aber es war auch eine Zeit, welche den Krieger seinen wahren Werth erkennen lehrte, ihn zu dem machte, was er sein soll, wenn er als Mensch überhaupt so viel Werth hat, um es werden zu können.

Nur gedankenlose Menschen oder gemeine Naturen werden durch das Leben im Felde und Lager, durch die Gräuel und Schrecken der Schlachten, durch das Uebergewicht, das der Soldat im Kriege erhält, verwildern, in Rohheit und Zügellosigkeit gerathen, ebenso wie sich im Frieden nur bei diesen soldatischer Uebermuth und brüskes Wesen gegen den sie zu seinem Schutze ernährenden Bürger kund geben werden. Das sind aber zum Glück doch immer nur Ausnahmen, denn die Geschichte der letzten großen europäischen Kriege enthält zahllose Beweise von Edelmuth, echter Ritterlichkeit und Menschlichkeit Einzelner auf beiden Seiten. Man müßte auch an der Menschheit verzweifeln, wenn dem nicht so wäre.

Man betrachte nur die noch lebenden Veteranen aus jener großen Zeit. Nie wird man ohne das Gefühl der Ehrfurcht auf diese Männer blicken können, die ihr Leben hundertmal für eine große Sache auf das Spiel setzten, die unerschrocken einem so gut wie gewissen Tode ins Antlitz sahen, die alle Entbehrungen und Drangsale ertrugen, nur angespornt durch das Gefühl der Ehre, der Liebe zum Vaterlande und der Treue gegen den Herrscher, denn bekanntlich werden die größten Opfer, die der Mensch überhaupt bringen kann, materiell nur sehr gering vergolten.

Welche Schätze wären auch werthvoll genug, daß die Aussicht auf ihren Besitz den Menschen dahin bringen könnte, nicht allein das Leben zu wagen, sondern auch Alles, was dem Manne theuer ist, seinen gesicherten Wohlstand, seine Familie, sein Weib und seine Kinder vielleicht für immer zu verlassen . . .? Die Mannesehre, die Liebe zum Vaterlande, das unbewußt in Jedem lebende Gefühl des Berufs zum Schutze der heimischen Erde und der Seinigen, wohl auch die dem Manne angeborene Thatkraft — bei den Landsknechtsna-

turen, denen wir ihre Ritterlichkeit und romantische Poesie durchaus nicht absprechen können, die Lust am Kampfe selbst, die Vorliebe für ein ruhmvolles abenteuerliches Leben, der aus voller Manneskraft hervorgegangene kühne Muth — das sind die mächtigen Motive, die den Menschen auf die gefahrvolle Bahn des Kriegers treiben, das ist es, was ihn zu einem guten Soldaten macht.

Der sogenannte gemeine Mann — der Bauer, der den Pflug, der Handwerker, der seine Werkstatt verläßt, um der Fahne zu folgen — wird oft wohl zwar nur durch das Gebot der eisernen Nothwendigkeit in die Reihen der Armee gebracht, allein bald lernt auch er die höhere Bedeutung des ihm aufgedrungenen Berufs kennen, wenn er nur erst dem Feinde gegenüber gestanden hat.

Es ist hinreichend bekannt, wie gern sich Jeder von dem gesetzlichen Kriegsdienst zu befreien sucht, welche Mittel aufgeboten werden, um sich der leider nothwendigen Last der Dienstjahre zu entziehen; aber immer nur in Friedenszeiten wird man solche Abneigung gegen das Soldatenleben sehen, weil Niemand gern sich deshalb in seinem Berufe stören läßt, seine Kraft dem allgemeinen Wohle nicht darum entziehen will, um Schildwacht zu stehen, auf der Wachtparade den Statisten vorzustellen, kurz ein vielgeplagter geschäftiger Müssiggänger zu sein . . . im Kriege aber strömen stets Schaaren von Freiwilligen dem Heere zu, und diese sind gewiß nicht der schlechteste Theil der männlichen Jugend.

Dem gemeinen Manne aber gibt selbst der Militairdienst im Frieden ein gewisses Selbstbewußtsein, Ehr- und Kraftgefühl; prägt ihm zugleich strenge Pflichterfüllung so sehr ein, daß ihm diese zur anderen Natur wird, macht ihn besonnen, thatkräftig und gewandt, und schleift auch das äußere Benehmen bis zu einem gewissen Grade zu gefälligeren Formen ab. Um vieles mehr wird der Mann aus den tieferen Volksschichten aber durch einen längeren Dienst vor dem Feinde mo-

ralisch gehoben. Die Gefahr, der man täglich ins Auge sehen muß, die gemeinsamen Beschwerden, namentlich auch die nähere persönliche Berührung, in welche der Soldat im Felde mit seinen Vorgesetzten kommt, schlingen ein innigeres Band zwischen diesem und jenem, wie sie auch feste Freundschaftsbande unter gleichgestellten Personen knüpfen.

Der Feldherr liebt die Krieger, durch deren Kraft und Aufopferung er siegt, der Soldat verehrt den Feldherrn, der ihn zum Siege führt, wie einen Gott. Und so geht es durch alle Rangclassen in der Armee bis hinunter zu dem letzten Mann. Die kleinlichen Plackereien des Gammaschendienstes der Garnison, das Sichabschließen der höheren Chargen von dem gemeinen Manne, und wie die Dinge alle heißen, welche den Dienst im Frieden verleiden, hören im Felde auf. Ein jeder fühlt sich geehrt und gehoben durch den vertrauteren Umgang mit den Officieren, diese ihrerseits erhalten fast täglich Beweise rührender Anhänglichkeit und Treue, finden auch Gelegenheit, sich an dem urwüchsigen Humor des Volks zu ergötzen. — Alle aber fühlen, daß sie fortwährend einer Macht gegenüberstehen, welche keine Rangclassen, keine Vorzüge höherer Geburt oder Bildung anerkennt, denn bei dem unerbittlichen Würgengel, der über den Schlachtfeldern schwebt und sich seine Opfer blind in die Menge hineingreifend wählt, gilt kein Ansehen der Person.

General von Marsenburg war in dieser rauhen Schule erzogen und geläutert. Er hatte jahrelang nichts wie das Leben im Lager, nichts wie Schlachten, Märsche und Gefahren aller Art um sich gesehen, hatte nichts kennen gelernt, als das Kriegshandwerk und die Disciplin seines Standes, die trotz ihrer eisernen Strenge sich leicht ertragen läßt, weil sie der physischen und moralischen Kraft des Mannes im Felde die volle Freiheit sich zu entfalten gewährt. Und gerade diejenigen Lebensjahre, wo der Mann Geist und Herz erst zu voller Blüthe zeitigen soll, hatte der junge Baron von Marsenburg fern von der Familie, fern von allen sei-

neren Genüssen des Lebens, ohne festen Aufenthalt, von einem Ende Europa's zum anderen im steten Wechsel des Glücks und Geschicks geschleudert, verlebt.

In allen Stürmen des Schicksals, umgeben von dem Grausen des Todes oder von siegestrunkenen Schaaren, bald siegend, bald besiegt, hatte er sich aber sein treues, edles, für alles Große und Schöne empfängliches Herz bewahrt.

Sein militairisches Talent, gefördert durch eine sorgfältige Bildung, die er im älterlichen Hause empfangen, seine persönliche Unerschrockenheit und ein wenig Glück, das ihm schon bald nach seinem Eintritt in die Armee die Gelegenheit sich auszuzeichnen zuführte — das Alles zog die Blicke seiner Vorgesetzten auf ihn und machte den jungen Officier diesen schätzenswerth, so daß er schnell von Stufe zu Stufe aufwärts stieg. Die Freundlichkeit seines Wesens gegen seine Untergebenen, welche jedoch Festigkeit und wohlangewendete Strenge nicht ausschloß, hatte ihm die vollste Liebe und Hingebung der Mannschaft erworben; der letzte seiner Leute würde für ihn tausendmal den Tod erlitten haben. Selbst dem Feinde hatte er oft Beweise seines Edelmuthes und seiner Menschlichkeit gegeben, so daß auch in dessen Reihen sein Name mit hoher Achtung genannt ward.

Er stand noch in der Blüthe des Mannesalters, als endlich der europäischen Welt der lang ersehnte Friede wieder gegeben werden konnte.

Nur selten, und da auch nur auf kurze Zeit hatte Baron von Marsenburg seine Familie wieder gesehen. Als er für immer aus dem Felde zurückkehrte, fand er von den Seinigen Niemanden mehr, als eine ältere Schwester, die, seit einer Reihe von Jahren schon verheirathet, Witwe und Mutter mehrerer Kinder war.

Obgleich von dem Monarchen mit großer Auszeichnung empfangen, hochgeehrt in der Armee und in allen Kreisen der Hauptstadt, fühlte er sich doch bald in dem Einerlei eines ruhigen Lebens nicht glücklich. Oft hatte er zwar während der Feldzüge den Frieden

herbeigewünscht, allein eben weil er den militärischen Friedensdienst nicht kannte, hatte er sich wohl auch einen andern Begriff von dem Leben am Hofe und in der Garnison gemacht. Anfänglich beschäftigten ihn zwar noch viele Berufspflichten, die theilweise neue Organisation in der Armee, zahlreiche Verbesserungen, die man, durch die Kriegsjahre und ihre vielen Unfälle belehrt, einzuführen sich beeilte; auch waren ihm die Festlichkeiten und die Zerstreuungen in der Residenz, die Kunstgenüsse, welche diese darbot, noch etwas Neues: als aber die Berufsgeschäfte immer einförmiger wurden und sich zuletzt nur noch auf den gewöhnlichen Garnisonsdienst, höchstens auf große Revuen und Manövers beschränkten, als die Genüsse des großstädtischen Lebens den Reiz der Neuheit verloren hatten, stellte sich bei ihm jenes Gefühl des Ueberdrusses und des Unbefriedigtseins ein, das jeden an anstrengende Thätigkeit gewöhnten Menschen beschleicht, wenn ihm der Wirkungskreis für solche entzogen ist.

Ehe er noch sich selbst irgend welche Rechenschaft über das, was ihm eigentlich fehlte, gegeben hatte, ehe irgend einer seiner Kameraden und Freunde etwas davon hatte merken können, war es doch einem Paar wachsamer und scharfblickender Augen nicht entgangen, daß hier nicht Alles mehr so war, wie im Lager und im Felde.

Es gehörte dieses Augenpaar einem einfachen, ehrlichen, treuen Manne an, dem Diener des Generals.

Georg war fast gleichzeitig mit dem jungen Baron von Marsenburg zu dem Cürassier-Regimente gekommen, das letzterer jetzt commandirte. Er hatte seine militärische Laufbahn in derselben Schwadron begonnen, bei welcher sein jetziger Herr Cornet gewesen war, und während dieser im Verlauf der Kriegsjahre sich schnell zu den höheren Chargen aufschwang, brachte es der simple Bauerssohn nur bis zum Wachtmeister, ein Avancement, das er seinem tüchtigen Dreinschlagen, seiner Ordnungsliebe, hauptsächlich aber auch dem Umstand verdankte, daß er in seiner Dorfschule lesen,

schreiben und rechnen gelernt hatte, denn damals war das selbst in Deutschland bei dem gemeinen Manne noch eine Seltenheit.

Der Wachtmeister Georg war ein würdiges Seitenstück zu seinem Herrn, mit Herz und Seele Soldat, in seinem Wesen oft etwas derb, selbst barsch, aber unter der rauhen Außenseite schlug ein treues Herz, das der edelsten Regungen fähig war und dessen Werth sich in allen Wechselfällen eines bewegten Lebens bewährt hatte.

Auch ihm hatte die rauhe Schule des Kriegs eine eiserne Festigkeit des Charakters gegeben und ihm zugleich jenen edlen, auf das Bewußtsein moralischer Kraft und Würdigkeit begründeten Stolz verleihen, der dem Manne in jeder Lebensstellung zur Ehre und Zierde gereicht.

Es hatten sich diese beiden durch Geburt, Rang und Bildung so sehr weit von einander stehenden Männer bald gefunden.

Das gemeinsame Unglück war es gewesen, das sie zuerst zusammengeführt hatte.

In einem der ersten Treffen, welchem der junge Baron von Marsenburg beiwohnte, war dieser bei einem etwas tollkühnen Vorgehen in die Hände des Feindes gefallen. Er ward als Kriegsgefangener fortgeführt, doch gestattete man ihm als Officier, den Marsch von einigen Meilen bis zu der nächsten Stadt zu Pferde zu machen. Da sah er, wie andere Gefangene als gemeine Soldaten zu Fuß gehen mußten, und unter diesen einen Cürassier seines Regiments, der schwer verwundet, unterstützt von seinen Leidensgefährten, sich nur mühsam fortschleppen konnte. Der junge Officier sprang vom Pferde und hob den verwundeten Soldaten auf dasselbe, indem er selbst zu Fuße gehend, das Thier am Zügel führte. Der Soldat — es war Georg — weinte vor Rührung und schwor tausendmal dem Officier Anhänglichkeit und Treue bis in den Tod; die anderen Gefangenen riefen diesem ein begeistertes Hurrah zu, und selbst die escortirenden Feinde drängten sich zu

ihm, um ihre Theilnahme zu bezeigen, während ihm die feindlichen Officiere die Hände drückten und schüttelten.

Noch in der folgenden Nacht wurden jedoch die Gefangenen befreit, indem eine kleine Abtheilung deutscher Truppen das von den Franzosen besetzte Städtchen überfiel und diese zu so eiliger Flucht nöthigte, daß sie einen Theil ihres Gepäckes, zwei ihrer Kanonen und die Gefangenen im Stich lassen mußten.

Von diesem Tage an wich Georg nicht wieder von der Seite des Barons von Marsenburg. Selbst als der Baron bis zu den höchsten militairischen Ehren gelangte, blieb Georg in seiner Umgebung, denn auch der General hatte den treuen Mann so lieb gewonnen, daß für ihn eine Trennung von demselben zu den geradezu unmöglichen Dingen gehörte.

Als aber der Krieg beendet war, bat Georg um seinen Abschied, denn von jetzt an wollte er als Diener bei dem General bleiben, dessen Ordonanz er schon seit Jahren gewesen war. Er erbat sich das als eine Gunst. Dem General war er aber ein Freund, in der schönsten Bedeutung des Wortes, wenn auch in den äußeren Formen des gegenseitigen Verkehrs Georg stets der Diener blieb.

Eines Morgens brachte Georg seinem Herrn das Frühstück. Er fand diesen, ein Zeitungsblatt in der Hand haltend, auf dem Sopha nachlässig sitzend.

„Wohl geschlafen, Excellenz?" fragte Georg das Kaffeegeschirr auf den Tisch setzend und in militairischer Haltung stehen bleibend.

„Ich danke Dir, alter Freund!" erwiderte der General, ihm die Hand reichend, „und Du?"

„Halten zu Gnaden, Exzellenz, früher schliefen wir wohl besser — bei dem faulen Leben hier wird man nicht mehr ordentlich müde, weil man den ganzen Tag über schläfrig ist."

„Da magst Du recht haben," erwiderte der General.

„Zu Befehl, Excellenz, aber geht's denn nicht bald wieder los?" fragte Georg, auf das Zeitungsblatt deutend.

„Was soll denn losgehen, Alter, doch nicht wieder der Krieg? damit hat's gute Wege."

„Das ist schlimm!"

„Wie, hast Du denn der Beschwerden und Drangsale nicht genug gehabt, gefällt Dir nach so langen Jahren des Kampfes und der Gefahren der Friede nicht, nach dem sich alle Welt sehnte?"

„Nein, Excellenz, und Ihnen gefällt, mit Verlaub, das Schlaraffenleben auch nicht, es taugt auch nicht für Sie. Halten zu Gnaden, ich bin nur ein dummer Kerl, aber das sehe ich doch: Excellenz sind nicht mehr derselbe, wie zu der Zeit, als wir uns mit den Franzosen herumschlugen."

Der General blickte Georg einen Augenblick lang fest an; dann nahm er das Wort:

„Komm her, treue Seele, gieb mir die Hand. Ja, Du hast's getroffen, wir verrosten in dem langweiligen Einerlei, wir müssen uns wieder Beschäftigung suchen."

„Ist irgendwo der Teufel los? da wollen wir hin!"

„Nein, mein Freund, Europa ist ruhig und überhaupt mischen wir uns nicht in fremde Händel; wir sind keine Landsknechte, sondern Soldaten unseres Königs. Wir wollen uns lieber hier nützlich machen."

„Hm, Excellenz, aber zu was sind alte Soldaten wohl zu brauchen?"

„Nun, ich denke, ein gedienter Soldat paßt, wenn auch nicht in alle, doch in viele Sättel. Was meinst Du, wenn wir von der vaterländischen Erde, die wir so lange vertheidigt haben, uns nun unseren Lohn ausbäten?"

„Mit Verlaub, Excellenz, das ist mir zu hoch gegeben."

„Nun, ich will damit sagen, daß wir sie bebauten, d. h., daß wir Landleute würden. Das kann Dir doch nicht mißfallen, Du bist ja selbst ein Bauernsohn!"

„Hm, das wäre am Ende doch besser, als hier die Hände in den Schoß legen...."

„Du weißt, alter Freund, ich habe ein schönes

Gut, das jetzt ein Verwalter bewirthschaftet. Das können wir ja selbst thun. Ich nehme meinen Abschied und wir leben dann in tüchtiger Arbeit, fern von dem Treiben der großen Stadt in Gottes schöner Natur!"

„Und ich helfe dabei und thue Alles, wie Eure Excellenz und was Sie mir befehlen."

„Ja, Alter, aber wenn ich Landwirth bin, muß ich auch eine Hausfrau haben...."

„Wa— was!" rief Georg mit offenem Munde vor Erstaunen dastehend, „heirathen wollen Ew. Excellenz?.... Nein, das mache ich nicht mit — Gott soll mich bewahren!"

„Das hast Du auch nicht nöthig, aber ich muß es dann wenigstens thun, wenn Du es durchaus nicht willst," erwiderte lachend der General.

Kopfschüttelnd und sich den Bart streichend stand Georg da, wie nachdenkend vor sich hin sehend.

„Ich glaube gar, Du bist jetzt schon eifersüchtig!" fuhr der General lachend fort.

„Nun, ich sehe es schon kommen, wie es kommen muß. Wenn Excellenz erst eine schöne junge Frau haben — und eine andere nehmen Sie doch nicht..."

„Wäre Dir eine alte und häßliche lieber?"

„Brr!" rief Georg sich schüttelnd, „das werden Ew. Excellenz doch nicht thun! — Bitte jedoch unterthänigst um Verzeihung, wenn ich unbescheiden war," setzte er rasch hinzu.

„Nein, beruhige Dich, eine alte und häßliche wird es nicht sein. Aber was wird kommen, wenn ich überhaupt eine Frau nehme?"

„Dann wird ein so halb lahm geschossener Krüppel wie ich als ein altes unnützes Geräth in die Rumpelkammer verwiesen... da wird überhaupt Alles anders."

„Aber auch besser, und Du wirst immer bei mir bleiben und immer mein alter Kriegsgefährte sein, denn Du gehörst zu meinem Departement, um das sich meine Gemalin nicht kümmern wird. Aber auch sie wird Dich nicht vertreiben wollen, das kann ich Dir versprechen,

denn sie kennt Dich schon und hat Dich, alten Knasterbart, gern."

„Was, sie kennt mich . . . so haben Excellenz schon gewählt . . . und ich Dummkopf merkte nichts!"

„Hast Du vor einiger Zeit nicht einmal einen Auftrag für mich in dem Hause eines meiner Freunde besorgt, und haben da nicht zwei Damen mit Dir gesprochen und zwar ziemlich lange?"

„Ja, ja, das war bei dem Herrn Grafen von Langsdorff; die jungen Damen erwischten mich im Vorzimmer und fragten mich nach dem und jenem; sie lachten mich aber aus und nannten mich einen drolligen Menschen, so daß ich gewiß verdrießlich geworden wäre, wenn es der Respect erlaubt hätte. Sehe ich wohl drollig aus, ich Wachtmeister außer Diensten beim zweiten Cürassierregiment Sr. Majestät des Königs!"

„Sie haben Dich ja nicht ausgelacht, sie hörten Dir nur gern zu und freuten sich über Deine Treuherzigkeit. Nun aber wie gefielen Dir die jungen Damen?"

„Ei ganz verteufelt hübsch sind sie, besonders die blonde mit den großen blauen Augen, die war auch nicht so muthwillig, wie die kleine Schwarze."

„Nun alter Freund, die Blonde wird auch Deine gnädige Frau . . ."

„Da gratulire ich unterthänigst, Excellenz! Es gibt da wohl auch bald Hochzeit?"

„So schnell geht das nicht; erst müssen wir unser Schloß in Marsenburg hübsch einrichten, denn jetzt sieht es dort noch ziemlich unwohnlich aus."

„Nun weiß ich auch, was Excellenz im Kopfe umher ging", rief Georg, „die Heirathsgedanken und die Unruhe von wegen der neuen Einrichtung, das war es!"

„Und das ermüdende Garnisonsleben, die Hoffeste und all die Herrlichkeit . . .! Freund, bin ich erst nicht mehr im Dienst, sind wir erst auf dem Lande wohl eingerichtet, dann hole ich die Hausfrau und dann wird ein neues Leben beginnen, dann wollen wir zeigen, daß

sich auch alte Soldaten noch nützlich machen können, und dann wird Dir der Friede schon gefallen!"

II.

Das Dorf Marsenburg liegt in einer anmuthigen, wenn auch nicht durch großartige Naturschönheiten ausgezeichneten Gegend von Mitteldeutschland, umgeben von fruchtbaren, wohlbestellten Feldern, an der Südseite begrenzt von ziemlich ausgedehntem Wiesenland, an das sich beträchtliche Laubholzwaldungen anschließen, welche einen weiten Bogen um die Wiesen beschreibend, sich an der Ostseite dem Dorfe nähern und hier mit dem weitläufigen Park des Schlosses in Verbindung stehen.

Schon allein der erste flüchtige Blick auf den freundlichen Ort belehrt uns, daß hier Wohlhabenheit herrscht. Die stattlichen Bauerngüter, die gut gebauten Wohnhäuser der Häusler, die neue Kirche mit dem schlanken Thurm, gewähren einen wohlthuenden Anblick.

In den Kriegsjahren war auch diese Gegend Deutschlands hart bedrängt worden, doch hatte sich der Ort von dem Ungemach schnell wieder erholt, und als der General von Marsenburg mit seiner jungen Frau unter den herzlichen Bewillkommungsfeierlichkeiten, welche die Dorfbewohner ihm zu Ehren veranstaltet hatten, auf dem Stammgute seiner Familie, das er seit seiner Knabenzeit nicht mehr gesehen, einzog, waren bereits alle Spuren der Brände und Verwüstungen des Kriegs verschwunden. Nur die neuerbauten Häuser und die Kirche konnten daran erinnern, daß vor noch wenigen Jahren von dem Dorfe nicht viel mehr als Brandruinen und Schutthaufen zu sehen gewesen waren.

Das im Style der Renaissance erbaute Schloß hatte längere Zeit, als die Bauernhöfe und die Kirche Zeugniß von Kriegsdrangsalen gegeben. Auch dieses

schöne Gebäude war nicht verschont geblieben und von dem Schicksale der Einäscherung nur durch seine isolirte Lage bewahrt worden. In den Sälen und Zimmern hatten es sich Officiere und Soldaten bequem gemacht, und solche Gäste pflegen in Kriegszeiten bekanntlich nicht sehr auf Schonung des Hausgeräths und überhaupt der Einrichtung ihres zeitweiligen Quartiers bedacht zu sein, besonders wenn die schützende Hand des Hausherrn fehlt und das Haus ihnen ganz allein überlassen ist.

Als der General mit Georg zum ersten Male nach Marsenburg kam, fand er das Schloß seiner Väter in einem keineswegs erfreulichen Zustande. An vielen Fenstern waren die Scheiben eingeschlagen und diese einstweilen durch daran genagelte Bretter ersetzt. Die altehrwürdigen Rococco-Möbeln standen und lagen beschädigt und theilweise zertrümmert in Unordnung umher; die Tapeten hingen halb abgerissen an den Wänden — nur die Bilder der Vorfahren des Gutsherrn waren unversehrt geblieben und blickten ernst und traurig auf die Verwüstung herab. Der alte Verwalter des Guts hatte dieselben beim Herannahen der Kriegsgefahr von den Wänden, an denen sie theilweise seit Jahrhunderten gehangen, herabgenommen und mit allem Silberzeug und anderen transportabeln werthvollen Gegenständen, die sich im Schlosse befanden, in einem wohl verwahrten Kellerraum geborgen. Erst nachdem das Kriegsgetümmel einen weit entfernten Schauplatz erhalten hatte, wurden die Ahnenbilder aus ihrem Versteck hervorgezogen und an ihren früheren Ehrenplatz gebracht.

Es gab also viel zu thun für den General, und erst nach einigen Monaten konnte er seine junge Gemalin als Hausfrau nach Marsenburg führen.

Nach langen Jahren eines unsteten Lebens fand der Baron von Marsenburg endlich in einer glücklichen Häuslichkeit und in einer seiner Neigung entsprechenden Beschäftigung als Landwirth die Befriedigung, die ihm, dem an Thätigkeit gewöhnten Manne,

die unfruchtbare Geschäftigkeit des Soldaten im Frieden ebenso wenig gewähren konnte, als das Leben bei Hofe und in den aristokratischen Cirkeln der Residenz.

Er schloß sich jedoch nicht ganz von dem großen Leben in der Hauptstadt ab, denn während des Winters brachte er mit seiner Gattin stets etwa zwei Monate dort zu. Auch wurden zu anderen Zeiten des Jahres, wenn es die landwirthschaftlichen Geschäfte gestatteten, verschiedene Ausflüge nach der Residenz oder nach einem Badeorte gemacht.

Der General war ein Mann, welcher der geistigen Anregung bedurfte. Die Zeit, die ihm die Bewirthschaftung seiner ausgedehnten Oekonomie übrig ließ, widmete er mit großem Eifer der Lectüre. Auch liebte er die Künste, obgleich selbst keine einzige derselben ausübend. Seine Gemalin theilte diese Neigungen, wie überhaupt in dieser Ehe die innigste Uebereinstimmung herrschte. Die Baronin besaß ein entschiedenes Talent für Musik; es war dasselbe in ihrem älterlichen Hause sorgfältig gepflegt worden; sie war eine treffliche Clavierspielerin und Sängerin. Diese Talente fanden bei dem für alles Schöne empfänglichen Gatten die höchste Würdigung, und wenn es auch nicht nöthig war, diesen damit noch mehr zu fesseln, so war es doch ein Schmuck des Lebens, der nicht wenig dazu beitrug, ihn die ganze Fülle seines Glücks empfinden zu lassen.

Während des Aufenthalts in der Stadt versammelte der General viele der bedeutendsten Leute, vorzugsweise die auf geistigem Gebiete hervorragenden Persönlichkeiten der Residenz um sich.

Es galt bald für eine besondere Ehre, Zutritt zu seinen Abendgesellschaften zu haben, denn er selbst sowohl, wie seine liebenswürdige Gemalin, verstanden es, mit dem feinen aristokratischen Ton eine herzliche unbefangene Geselligkeit zu verbinden, so daß ein Jeder schon beim ersten Besuch dieser Salons sich heimisch und unbeengt fühlen mußte. Die Unterschiede der Geburt und des Ranges gab es eigentlich in diesem an-

genehmen Hause nicht, wenigstens war dergleichen nicht fühlbar, denn vorzugsweise galt hier die Bedeutung des Menschen selbst — allerdings mußte diese der Art sein, daß durch sie, wie durch die äußeren Formen des Auftretens, jene mehr oder weniger zufälligen, aber auch für das staatliche und gesellschaftliche Leben nun einmal nothwendigen Verschiedenheiten aufgewogen und ausgeglichen wurden. Es galt hier mit einem Worte die wirkliche Vornehmheit, welche nicht die Geburt und noch weniger das Geld allein dem Menschen geben können.

Aber nicht nur in der Stadt, auch auf Marsenburg hielt der General seinen Freunden und Bekannten sein Haus offen. Er hielt auch hier auf Gastfreundschaft, und es fehlte also während der schönen Jahreszeit nicht an Besuch auf seiner reizenden Besitzung.

Noch lebendiger wurde aber sein Verkehr mit der Welt, als er auf Wunsch seiner Gemalin jene in nicht allzuweiter Entfernung von der Residenz gelegene Villa kaufte, welche wir in der Einleitung zu unserer Erzählung beschrieben haben. Hier verlebte die Familie gewöhnlich einige Wochen des Frühjahrs und den Herbst. Später blieb die Baronin fast den ganzen Sommer über auf dieser Besitzung, da sich bei ihr nach der Geburt ihrer ersten Tochter leider die ersten, anfänglich nur schwachen Anzeichen von Kränklichkeit eingestellt hatten, die mit der Zeit immer weiter um sich griff und einen Aufenthalt in einer weniger scharfen Luft nothwendig machte.

Es hatte auch diese Veränderung des Wohnorts den wohlthätigsten Einfluß auf die Gesundheit der Baronin. Die zärtliche Sorgfalt des Gatten, das angenehme Leben, das sie umgab, der reizende Aufenthalt — Alles das trug dazu bei, das Leiden zu beseitigen oder doch wenigstens für die nächste Zeit unmerklich zu machen.

Leider war jedoch diese Genesung keine wirkliche, leider sollte das schöne Glück der Gatten nicht von langer Dauer sein.

Als vier Jahre nach der Geburt ihrer Tochter Caroline sich die Baronin abermals Mutter fühlte, zeigten sich die früheren Krankheitssymptome bei ihr wieder um so stärker, und es stellte sich bald ein ausgesprochenes Brustleiden heraus. Die zu Rathe gezogenen Aerzte drangen auf eine Reise nach dem Süden. Der längere Aufenthalt in einem milderen Clima allein könne nach ihrer Ansicht die einzige Bürgschaft zur dauernden Befestigung der wankenden Gesundheit der Baronin geben. Die Reise ward denn auch ohne Weiteres beschlossen und als deren Ziel auf Empfehlung der Aerzte Nizza festgesetzt.

Der General war zu dieser Zeit aber auch durch andere Sorgen, die selbst bei einem Leben in den glücklichsten äußeren Verhältnissen nicht ausbleiben, sehr in Anspruch genommen. Es hingen diese mit einem Vorfalle in der Familie seiner Schwester zusammen, deren ältester Sohn, ein hoffnungsvoller junger Mann, der bereits im Staatsdienst stand, in einem unglücklichen Zweikampf gefallen war. Die näheren Umstände dieses traurigen Ereignisses blieben tief verborgen, waren jedoch der Art, daß sie den General — obgleich er der ganzen Sache persönlich fern stand und erst nach dem Tode des jungen Mannes den näheren Zusammenhang erfuhr — tief erschüttern mußten. Seiner Gattin hatte er von diesen Angelegenheiten nichts mitgetheilt, da eine Gemüthserregung ihr nur von dem größten Nachtheil hätte sein können. Die Reise nach Italien kam daher nicht ungelegen, wenn sie auch bei ihrer unerfreulichen Veranlassung mit banger Sorge angetreten wurde.

Begleitet von Georg und der Kammerfrau der Baronin kamen die Gatten mit der kleinen Caroline in Nizza an und bezogen ein Landhaus in nicht allzu großer Entfernung von der Stadt.

Man hatte die Reise langsam und nicht geraden Wegs gemacht, sich zuweilen mehrere Tage lang an einem Orte aufgehalten, wie der Zustand der Baronin dies wohl gefordert haben mochte.

Die milde Luft jenes paradiesischen Landes am

mittelländischen Meere äußerte auch bald einen günstigen Einfluß auf die Kranke. Es fühlte diese sich wesentlich erleichtert und der zärtlich besorgte Gatte konnte daher mit größerer Ruhe dem bevorstehenden, in banger Sorge erwarteten und doch auch freudig ersehnten Augenblick entgegen sehen.

Es erschien derselbe. Die Baronin gab einem Töchterchen das Leben, sie selbst aber verfiel in eine schwere Krankheit, von der sie sich erst nach längerer Zeit einigermaßen erholte.

Die Familie verweilte noch ein volles halbes Jahr in Italien und erst nachdem die Aerzte die Gefahr für das Leben der geliebten Gattin als beseitigt erklärt hatten, kehrte der General mit den Seinigen nach der Heimat zurück.

Nicht lange mehr sollte er jedoch in dem Besitze seiner Lebensgefährtin bleiben. Der Todeskeim hatte bereits zu tiefe Wurzeln in ihrem Busen geschlagen. Kaum ein Jahr nach der Rückkehr von Italien schloß sie für ewig die Augen.

III.

Mit tiefem Schmerz im Herzen, aber auch mit männlicher Fassung hatte der General den schweren Schlag, der ihn mit dem Dahinscheiden der Gattin traf, ertragen. Er war nicht der Mann dazu, sich in Klagen zu ergehen und seinem Schmerz absichtlich fortwährend neue Nahrung zu geben, um in der Selbstquälerei ein gewisses Behagen zu finden, wie das oft bei lebhaft aber doch nur vorübergehend fühlenden, dabei weniger willensstarken und thatkräftigen Naturen vorkommt. Er empfand den schweren Verlust bis in das Innerste des Gemüths, aber er gedachte auch der Pflichten gegen die Lebenden, mit deren Erfüllung er am besten das Andenken der Gattin ehren konnte.

Eine merkliche Veränderung ging allerdings mit

ihm vor. Sein äußeres Wesen ward noch ruhiger und gemessener, unbeschadet der ihm angeborenen Freundlichkeit und des Wohlwollens gegen Alle, die sich ihm nahten und mit ihm überhaupt in Beziehung kamen. Der Ausdruck eines milden Ernstes lagerte sich über seine edlen männlichen Züge, auch gaben einige frühzeitig erscheinende graue Haare Zeugniß, wie tief die Trauer um das Wesen bei ihm war, das ihn eigentlich erst den Werth des Daseins hatte kennen lehren, an dessen Seite er die glücklichste Zeit seines bewegten und thätigen Lebens zugebracht hatte.

Sein Verkehr mit der großen Welt beschränkte sich nach dem Tode seiner Gattin auf einen nur kleinen Kreis näherer Freunde, die ihn ab und zu auf Marsenburg besuchten, denn dorthin hatte sich der General zurückgezogen. In die Residenz kam er nur selten, und überhaupt nur, wenn ihn Geschäfte oder der Befehl des Königs dahin riefen, der in militairischen Dingen oft den Rath des erfahrenen Heerführers hören wollte. Die Villa in der Nähe der Residenz besuchte er noch seltener, einen dauernden Aufenthalt nahm er nie wieder auf dieser schönen Besitzung, da ihn hier die Umgebung und jeder einzelne Gegenstand allzu lebhaft an die Dahingegangene erinnerten, denn auf diesem Landsitz war Alles ihr Werk, nach ihrer Angabe waren Haus und Garten eingerichtet worden.

Unter allen Menschen, die ihn umgaben und zu seinen näheren Freunden gerechnet wurden, gab es jedoch nur zwei, gegen welche er sich vollständig aussprach, denen er die innersten Empfindungen seines Herzens mittheilte, die sein unbegrenztes Vertrauen genossen.

Es waren diese: Georg, sein treuer Diener, und der Doctor Millner, sein Rechtsanwalt, ein Mann, der auch in jeder Beziehung einer solchen Bevorzugung werth war.

Als die Feierlichkeit der Beisetzung der Todten in die Familiengruft zu Marsenburg beendet war, schritt von dem traurigen Gange zurückkommend der General schweigend und in sich gekehrt dem einsamen düsteren

Parke zu. Er hatte sich bei den Freunden, die es sich nicht hatten nehmen lassen, der Entschlafenen die letzte Ehre zu erweisen, entschuldigt; nur dem treuen Georg hatte er einen Wink gegeben, ihm zu folgen.

Lange Zeit ging der General ohne ein Wort zu sprechen den selten betretenen Weg dahin. Endlich blieb er vor dem Diener stehen und sprach, die rechte Hand auf dessen Schulter legend:

„Nun, alter treuer Freund, nun sind wir wieder allein!“

„Ja, Excellenz,“ erwiderte Georg schluchzend und sich die Thränen aus den Augen wischend, „aber ganz allein sind wir doch nicht!“

„Du hast recht, wir haben nur einen großen, einen unersetzlichen Verlust gehabt, aber es bleibt uns auch noch viel übrig... wir haben noch viel zu thun... Ich rief Dich zu mir, denn ich will Dich um einen Rath fragen, um einen Rath, den Du allein mir ertheilen kannst...“

„Ich weiß, was Excellenz sagen wollen...“

„Es ist jetzt die Zeit gekommen, wo ich einen Entschluß fassen muß...“

„Ja, jetzt ist die Zeit dazu, wenn überhaupt ein solcher noch nicht gefaßt ist.“

„Wie, Du meinst, es sei dabei gar nichts mehr zu überlegen... auch jetzt nicht, wo sich die Umstände, die Vorbedingungen ganz geändert haben...?“

„Ich bin nur ein einfacher Mann, der nach seinem Gefühle handelt, nicht gemacht zum Ueberlegen und Erwägen...“

„Und was sagt Dir Dein Gefühl?“

„Darf ich offen reden?“

„Das will ich.“

„Mir sagt mein Herz, es ist für uns Alle besser, es bleibt beim Alten!“

Der General schwieg einen Augenblick lang.

Endlich fuhr er fort:

„Ja, ich glaube, ich kann gar nicht mehr anders

handeln... es würde mir auch die Hälfte meines Herzens kosten, wollte ich..."

„Sie können wirklich nicht, Excellenz, ich weiß es, daß Sie nicht können..."

„Wenn das Geheimniß je an den Tag käme..."

„Das ist gar nicht möglich, denn es stirbt mit uns beiden..."

„Und mit noch Jemandem..."

„Der aber nie etwas verrathen wird!"

„Aber wenn doch... o alter Freund, du weißt nicht, wie stark, aber auch wie unbesonnen..."

„Ich weiß es, ich kann es mir wenigstens denken... aber deshalb habe ich keine Sorge..."

„Ich hätte es doch nicht thun sollen...

„Es ist aber geschehen und es ist sehr gut, daß es geschehen ist..."

„Sicher stellen müssen wir uns aber für alle Fälle und auch die Zukunft bedenken... man kann nicht wissen, was doch am Ende geschehen wird... und was soll dann aus ihr werden, wenn ich einmal nicht mehr bin!"

„Damit, Excellenz, hat es wohl noch Zeit..."

„Aber wie lange? Darum höre mich. Noch ein Mensch muß um die Sache wissen, ihm müssen wir uns entdecken, seinen Rath müssen wir hören, er allein kann die Zukunft verbürgen, wenn ja einmal..."

„Wie, Excellenz, und wer wäre das?" fragte erstaunt Georg.

„Was meinst Du zu Doctor Millner?"

„Das ist ein braver Mann, besser als Alle seines Gleichen! Ich halte sonst nichts von den Federfuchsern, aber der macht eine Ausnahme..."

„Also Du meinst... nun so gehe und bitte ihn, in mein Arbeitszimmer zu kommen... Du aber mußt auch dabei sein..."

„Zu Befehl, Excellenz, es ist am Ende so am besten, sei es auch nur um Sie zu beruhigen!"

Die drei Männer hatten eine lange Unterredung in dem Zimmer des Generals, und als Doctor Mill-

ner, begleitet von Georg, dasselbe verließ, sah man noch eine tiefe Bewegung auf seinem sonst so ruhigen und stets heiteren und unbefangenen Gesicht sich abspiegeln.

. . . .

Der General betrachtete seit dem Hinscheiden seiner Gattin die Erziehung seiner beiden Töchter als die höchste Aufgabe seines Lebens.

Einem Manne wie ihm, der so viele Gelegenheit gehabt hatte, Lebenserfahrungen und Menschenkenntniß zu sammeln, konnte es so leicht nicht begegnen, in der Wahl der Lehrer und Erzieher seiner Kinder einen Mißgriff zu thun. Es war daher keineswegs ein blindes Glück, daß die Ausbildung und Erziehung der beiden Töchter des Hauses in die besten Hände gelegt war.

Ein klarer, unbefangener Geist, wie es der General von Marsenburg war, wird ferner stets die Anlagen und Neigungen, überhaupt die Natur der seiner Pflege anvertrauten Seelen erkennen und richtig beurtheilen. Der große Unterschied in der Charakterbeschaffenheit seiner Töchter konnte ihm daher schon in deren früherem Kindesalter kein Geheimniß bleiben.

Die jüngere Tochter Elisabeth zeigte als kleines Kind schon eine unbegrenzte Anhänglichkeit an den Vater, den sie als das Muster aller Tugenden verehrte. Er war ihr Alles, sie lebte nur für ihn — und er, der ernste Mann, konnte oft stundenlang mit stillem Entzücken sein Auge auf dem spielenden Kinde ruhen lassen. Mit Wohlgefallen hörte er dem Geplauder der kleinen Elisabeth zu; er konnte auf dasselbe eingehen, sich ganz in die Seele des Kindes versetzen. Mit einem Wonnegefühl, das nur das Herz der Eltern bei dem Anblicke geistig und körperlich gesunder aufblühender Kinder empfindet, hatte er auf die heranwachsende Jungfrau geblickt. Er war stolz auf dieses schon als Kind reizende Geschöpf, das er bald als sein höchstes Kleinod betrachten mußte — aber er verfiel nicht in die übergroße Zärtlichkeit mancher Eltern, die den Kindern allen Willen lassen, es nicht wagen, ihren Lieblingen die ge-

ringsten Schranken zu setzen, anstatt sie fest und entschieden einem vernünftigen Lebensziele zuzuführen.

Der General hatte in seinem bewegten Leben als Soldat, erzogen in strenger Schule, durch das unbedingte Gehorchen, wie es in seinem Stande gefordert wird, auch die schwere Kunst des Leitens und Befehlens gelernt. Deshalb wußte er auch, was seinen Kindern frommte, deshalb ward das schöne Werk der Liebe, das die Heranbildung junger Herzen ist, mit Milde, aber auch mit Festigkeit und, wenn es sein mußte, selbst mit Strenge von ihm geübt.

Leider ward ihm zur Anwendung der letzteren nur allzuoft Gelegenheit gegeben, es war selbst ein sehr entschiedenes Einschreiten bei dem Erziehungswerke geboten, denn die fast um fünf Jahre ältere Tochter Caroline war in jeder Beziehung das Gegentheil von Elisabeth.

Während diese in ihrem ganzen Wesen eine liebevolle Hingebung gegen alle ihr Nahestehenden an den Tag legte und überhaupt Jedem, mit dem sie in Berührung kam, freundlich und herzlich begegnete, zeigte Caroline bereits als Kind eine gewisse Verschlossenheit, Kälte und Härte des Gemüths, welch letztere sich selbst in der Art und Weise kundgab, wie sie die im Hause gehaltenen Thiere behandelte.

Elisabeth hatte einst viel geweint und war tagelang traurig gewesen, als der alte, bereits blinde Hühnerhund des Vaters gestorben war. Caroline spottete über den Schmerz der kleinen Schwester, und äußerte, sie sei froh, daß das alte widerwärtige Vieh, das der Vater längst hätte todtschießen lassen sollen, endlich fort sei; überhaupt könne sie die Hunde, wie alle Thiere, nicht leiden.

Dieselbe Abneigung zeigte sie aber auch unverhohlen gegen die Menschen, mit denen sie in Berührung kam. Wo sich ihr nur eine Gelegenheit bot, die Dienerschaft zu quälen, oder irgend Jemandem — selbst die Schwester, die Gouvernante und den Lehrer nicht ausgenommen — einen Streich zu spielen, verabsäumte sie es gewiß nicht.

Nur die in dieser Beziehung eiserne Strenge des

Vaters vermochte die bösen Regungen ihres Gemüths zu unterdrücken, oder doch wenigstens im Zaum zu halten und ihrem Trotz die gebührenden Schranken zu setzen.

Das vollste Maß des Hasses hatte sie aber auf die Schwester gehäuft, welche sie vom Vater und von allen im Hause verkehrenden Personen für bevorzugt hielt. — Allerdings hatten Alle — die dem Hause befreundeten Familien, die Lehrer, die Altersgenossen der Schwestern und selbst die Dienerschaft — das muntere freundliche Mädchen gern, während sie in Carolinen nur einen verschlossenen Trotzkopf und boshaften Quälgeist sehen mußten.

Auch das Vaterherz mochte sich wohl der jüngeren Tochter mehr zuneigen, da diese ihm stets mit holdlächelndem Kindesblick, mit fröhlichem Herzen und den Aeußerungen zärtlicher Liebe entgegenkam, allein er war ein viel zu einsichtsvoller und charakterfester Mann, als daß er irgendwie einen Unterschied in der Neigung zu seinen Töchtern hätte merken lassen sollen.

Er sah wohl ein, daß diese beiden Charaktere auf verschiedene Weise behandelt werden mußten, allein nie hätte Caroline bei der feinfühlenden Vorsicht des Vaters das empfunden, wenn sie nicht selbst durch störrisches Wesen allzuviel Anlaß zu Strenge gegeben hätte.

Wie aber selbst ein schroffes, schwer zugängliches Gemüth seine Sympathien hat, so gab es auch für Carolinen ein menschliches Wesen, dem sie sich zuneigte, denn es liegt das Bedürfniß nach Mittheilung, nach Austausch der Empfindungen — seien diese guter oder böser Art — zu tief in der Natur des Menschen begründet, als daß nicht auch ein der Welt aus angeborener Herzlosigkeit feindlich gegenüber stehendes Gemüth diesem Drange folgen müßte.

Zu einer wirklichen Freundschaft wird allerdings ein solches Verhältniß selten oder nie, da es stets — mehr oder weniger — das Erzeugniß der Selbstsucht ist. — Caroline wollte herrschen, wollte ihrem Stolze genug thun, in zweiter Reihe aber auch ein Wesen

haben, das gleiche Neigungen und gleichen Grundcharakter besitze.

In ihrer unmittelbaren Umgebung fand sie eine solche Persönlichkeit nicht, ebensowenig konnte sie ihren Standesgenossinnen gegenüber eine gebietende Stellung einnehmen.

Daraus läßt es sich erklären, daß die schon als Kind hoffärtige Caroline, die sonst alle durch Geburt und an Rang niederer Stehenden mit Geringschätzung betrachtete, sich zur Freundin und Vertrauten ein Mädchen wählte, das einer um Vieles tiefer liegenden Sphäre angehörte, als in der sie selbst geboren war und lebte.

Friederike — die Freundin Carolinens — war die Tochter eines ehemaligen Cürassier-Unterofficiers von des Generals Regiment, den dieser später als Kutscher in Dienst genommen hatte — ein übrigens sehr rechtschaffener, zuverlässiger und dabei gutmüthiger Mensch, dessen größte Plage sein böses zänkisches Weib war.

Die Tochter war ganz nach der Mutter gerathen. Rohheit und Härte des Gemüths, Eitelkeit, Genußsucht und jene Verschmitztheit untergeordneter Menschen, die stets ihren Vortheil wohl wahrzunehmen und deshalb auch zur rechten Zeit demüthig und unterwürfig zu sein verstehen — das waren die Grundzüge von Friederikens Charakter.

Die große Aehnlichkeit der Seelen- und Gemüthsbeschaffenheit hatte die beiden Freundinen zusammengeführt. Friederiken konnte Caroline beherrschen, denn jene sowohl, wie deren Mutter unterwarfen sich gern den oft nicht angenehmen Launen der jungen Baronesse, die ihrerseits auch mehr als genug Schwächen zeigte, welche der schlauen Berechnung der alten Kutschersfrau nicht entgehend und wohl benützt, dieser eine Art von Herrschaft über Carolinen eingeräumt hatten. Auch Friederike ward, als sie heranwuchs, nach und nach in das Geheimniß eingeweiht, wie leicht der niedrig Stehende den Vornehmen und Reichen in die Hand be-

kommen kann, wenn er nur die günstige Gelegenheit zu ergreifen, den geeigneten Zeitpunkt wahrzunehmen weiß, um das Gängelband zu erfassen.

Und Friederike war darin eine gelehrige Schülerin ihrer Mutter.

Anfänglich hatte der General gegen den Umgang Carolinens mit der Tochter eines seiner Diener nicht viel einzuwenden, wenn er denselben auch auf das geringste Maß beschränkt zu sehen wünschte. Er war kein Freund des Hochmuths, des allzugroßen Stolzes auf den Zufall der Geburt, des Reichthums und auf den Vorzug einer höheren Stellung. Er selbst bewies sich gegen seine Diener stets mild und freundlich, so streng er auch auf gewissenhafte und pünktliche Pflichterfüllung von ihrer Seite hielt. Als sich jedoch sehr bald ergab, daß die schlimmen Neigungen Carolinens durch Friederike und deren Mutter noch mehr genährt wurden, als es sich zeigte, daß bei allem Dünkel und aller Herrschsucht seiner Tochter doch hauptsächlich nur der Hang zu dem Gemeinen es war, der diesen Freundschaftsbund geknüpft hatte, verbot der General Carolinen die ferneren Besuche in der Wohnung des Kutschers und deutete diesem selbst sehr ernstlich an, dergleichen nicht mehr zu dulden. Bei dem störrischen Charakter der jungen Baronesse war es jedoch eine natürliche Folge dieses Verbots, daß sie sich der eigenen Familie mehr und mehr entfremdete und jenen untersagten Umgang heimlich fortsetzte, wobei ihr Friederikens Mutter und diese selbst auf das Bereitwilligste entgegenkamen.

Die Erbitterung Carolinens gegen die Schwester erhielt einen anscheinend begründeten Vorwand und ward noch mehr gesteigert, als sie sah, daß Elisabeth in einem ziemlich ähnlichen Falle keine derartige Beschränkung zu erleiden hatte. Sie sah darin eine Bevorzugung der jüngeren Schwester, die sie empörte, denn das begriff sie nicht, oder wollte es nicht begreifen, daß hier andere Motive vorlagen, daß überhaupt die Sache, um die es sich handelte, eine ganz andere war.

Auch Elisabeth hatte einen Freundschaftsbund in niederer Sphäre geschlossen. Sie hatte einen Freund in dem mit ihr in ziemlich gleichem Alter stehenden Sohne des Gärtners Stephan gefunden.

Wie der Gärtner in die Dienste des Generals kam, ist bereits angedeutet worden. Elisabeth war gewissermaßen die Retterin dieser armen Familie gewesen, sie blieb auch deren Beschützerin. Der hübsche bescheidene Knabe des Gärtners war ihr ein lieber Freund und Spielgenosse geworden, und auch Christoph hing mit treuer Anhänglichkeit an ihr. Oft ward er von dem Gärtnerhäuschen der Villa, deren Garten der Pflege Stephans anvertraut war, nach dem entfernten Schlosse geholt, um mehrere Tage dort zu verweilen, öfter auch kam Elisabeth in Begleitung der Gouvernante nach der Villa — und jedesmal war es ein Freudenfest nicht nur für den Knaben, sondern auch für Christophs Eltern, wenn die kleine Baronesse auf dem einsamen Landsitze erschien.

Beide bewahrten durch ihr ganzes Leben die Erinnerung an die frohen Stunden, die sie in ihren Kinderjahren mit einander verlebt hatten, und selbst die späteren so sehr verschiedenen Lebensstellungen konnten diese Erinnerungen nicht verwischen. — —

IV.

Der feuchte, undurchdringliche Nebel eines düsteren Spätherbstabends war über die französische Hauptstadt ausgebreitet. Die Gasflammen auf den Straßen schimmerten trübe durch die mit schweren Dünsten angefüllte Luft. Die Menschen eilten mit raschen Schritten, dicht verhüllt und namentlich den Mund wohl verwahrt gegen das Eindringen der feuchten Luft durch die Straßen, die Pferde der vorüberrollenden Equipagen und der an diesem Abend schneller als gewöhnlich

trabenden Fiacres waren fast ganz verhüllt von undurchdringlichem Dampf und mit ihren Nüstern stießen sie den Athem in langen sichtbaren Strahlen hervor, wie man das oft auf alten Abbildungen von Schlachten oder von fabelhaften ungeheuerlichen Thieren der nordischen Mythologie sieht.

Ein Jeder suchte so schnell als möglich ein schüzzendes Obdach zu gewinnen; nur auf einer Stelle eines der Boulevards wurden die Schritte der Vorübergehenden gehemmt, denn vor einem der kleineren Theater, die sich hier befinden, stand eine von Minute zu Minute sich vergrößernde Menschenmenge. Ein entsetzliches Lärmen, Schreien und schrillendes Pfeifen schallte aus dem Schauspielhause bis auf die Straße. Die Neugier zeigte sich auch hier stärker, als selbst das abscheulichste Wetter; ein Jeder wollte sehen und hören, was es hier gebe, ein Jeder freute sich auf ein Gratisschauspiel, auf einen Scandal.

Aus einer kleinen Seitenpforte des Gebäudes aber stürzte verhüllt in einen Mantel, den Hut weit in die Stirne gedrückt, eine männliche Gestalt und bahnte sich Weg durch die gaffende Menge. Endlich hatte der Mann den freien Theil der Straße erreicht und unaufhaltsam schritt er eilig weiter.

Ohne sich umzublicken lief der Unbekannte durch mehrere Straßen, plötzlich aber hemmte er seine Schritte — er befand sich am Ufer der Seine. Krampfhaft faltete er die Hände, blickte mit starrem Auge gen Himmel, als wollte er mit seinen Blicken die Nebelwolken durchdringen, dann bedeckte er das Gesicht mit beiden Händen, ein Fieberfrost durchschauerte ihn, doch er raffte sich zusammen, sah sich scheu nach allen Richtungen um — kein Mensch war außer ihm in der Nähe zu sehen, kein Geräusch als das Rauschen des Wassers an den Pfeilern der nahen Brücke war zu hören. . . . .

„So sei es denn gethan... leb' wohl, Marie, leb' wohl, Charles... wenn es einen Gott giebt, so mag

er Euch schützen!" keuchte er leise und tonlos und eilte hin nach der Brücke.

Schon hatte er sich auf das Geländer derselben geschwungen... nur noch einen Augenblick und er wäre hinabgestürzt in die Fluth... da fühlte er sich festgehalten und eine Stimme rief:

„Halt, lieber Freund, nicht so eilig... dort unten ist es noch feuchter, als hier oben in dem abscheulichen Nebel...!"

Der Unbekannte blickte sich um und sah zwei Männer bei sich stehen, welche ihn mit Gewalt von dem Geländer herabzogen.

„Was wollen Sie, lassen Sie mich!" rief er sich sträubend ihnen in rauhem Tone zu.

„Sie von einer Dummheit abhalten, die Sie nicht wieder gut machen können," war die Antwort.

„Was zum Teufel fällt Ihnen ein, sich das Leben nehmen zu wollen... wie kann ein vernünftiger Mensch hier in dem schönen Paris auf eine solche Idee kommen!"

„Lassen Sie mich, Sie wissen nicht...!"

„Wir wissen wohl, was es etwa sein könnte: Sie sind ruinirt, haben vielleicht gespielt, sind entehrt...!"

„Ja, ich habe gespielt... und bin ruinirt... bin entehrt...! O Marie, Marie!" rief der Unglückliche in dumpfem Tone.

„Also auch noch Jemand unglücklich gemacht? verdammter Dämon des Spiels... wenn man ihn nicht recht zu fassen versteht!"

„Sie irren... nicht der Dämon des Faro oder des Roulet...!"

„Nun, mag es sein, was es will... jedenfalls ist es kein Grund für einen jungen Mann, so sans façon der schönen Welt Adieu zu sagen und vielleicht gar noch ein hübsches und tugendhaftes Mädchen der Verzweiflung zu überlassen!"

„Du bist ein excellenter Moralprediger, Pierre,"

rief lachend der andere Mann, „dies Talent habe ich bei Dir nicht gesucht!“

„Laß die Possen, Camille,“ erwiderte Pierre, „hier ist nicht der Ort sich zu unterhalten und Scherz zu treiben ....! Kommen Sie mit, wir wollen sehen, was für Sie zu thun ist .... ich glaube, wir können Ihnen helfen, aber wenn wir es nicht können, ist es überhaupt unmöglich. Also kommen Sie!“ wendete er sich zu dem Unbekannten.

Willenlos folgte dieser den beiden Männern. Der Weg war nicht weit. Man bog in eine Straße ein und bald stand man vor der Thür eines Restaurants, dessen glänzende Räume noch hell erleuchtet waren.

„Wohin führen Sie mich?“ fragte der junge unbekannte Mann stehen bleibend seine Begleiter.

„Sie sind für heute unser Gast,“ erwiderte Pierre, „ein gutes Souper wird Ihnen nach dem Spaziergange in der feuchten Nachtluft wohl thun und Sie hoffentlich auf bessere Gedanken bringen.“

Die drei Männer traten ein, ließen sich eins der kleinen Gemächer öffnen, die für kleine ungestört und unbelauscht bleiben wollende Gesellschaften bestimmt sind, und bestellten ein Souper und einige Flaschen Bordeauxwein.

Der junge Mann, den die beiden Fremden von einem Schritte der Verzweiflung abgehalten hatten, stürzte ein Glas rasch hinunter, als seine neuen Freunde mit ihm anstießen. Von den Speisen genoß er wenig. Desto besser ließen es sich Pierre und Camille schmecken, und der Unbekannte hatte daher Zeit, seine Lebensretter genau zu betrachten.

Beide schienen ihrem Aeußeren nach den bessern Ständen anzugehören. Ihre Kleidung war modisch und geschmackvoll, ihre Manieren elegant und ungezwungen.

Pierre Carron war ein Mann von einigen fünfzig Jahren, nicht groß und etwas corpulent; sein volles, ein wenig geröthetes Gesicht hatte auf den ersten Anblick den Ausdruck von gutmüthiger Behäbigkeit; bei schärferer Betrachtung konnte jedoch dem Menschenkenner

ein Zug von Verschmitztheit, selbst etwas Lauerndes in diesem Gesicht nicht entgehen. Uebrigens aber hatte er mit seinen grauen kurz geschorenen Haaren ein fast ehrwürdiges Ansehen. Die für seine Jahre passende feine Kleidung, die Brillanten in der Tuchnadel, in den Fingerringen und die schwere goldene Uhrkette ließen auf nicht unbedeutenden Reichthum dieses Herrn schließen. Von ganz anderer Art war Herr Camille Duglos in seinem Wesen und Benehmen. Während Herr Carron stets heiter und gesprächig war, ging Herr Duglos sehr sparsam mit den Worten um. Er zeigte sich gegen Alles, was um ihn her vorging, ziemlich gleichgiltig und nur ein schärfer beobachtender Blick konnte wahrnehmen, daß in dem Innern dieses Menschen es keineswegs so ruhig war, wie es nach der Gelassenheit in seinem Aeußern den Anschein haben mußte. Herr Duglos mochte vielleicht einige dreißig Jahre zählen. Er war ein hübscher Mann von schlankem Wuchs, sein Gesicht hatte einen edlen Schnitt und ward durch einen wohlgepflegten schwarzen Schnurr- und Kinnbart auf das Vortheilhafteste gehoben. Sein Benehmen war übrigens fein, und selbst die etwas nachlässige Haltung stand ihm wohl an.

Einen auffallenden Gegensatz zu diesen beiden Herren bildete deren Gast in seinem Aeußeren. Sein regelmäßiges Gesicht hatte den Ausdruck der Verstörtheit, seine schwarzen tiefliegenden Augen blickten unstet umher oder starrten Augenblicke lang wie leblos vor sich hin, als ob ihr Blick nur nach Innen gerichtet sei. Sein dunkles, etwas lockiges Haar hing ihm unordentlich um den Kopf; ebenso derangirt war sein übrigens sehr eleganter Anzug; die feine Wäsche war zerknittert, die weiße Cravatte hatte sich verschoben, so daß die Schleife derselben seitwärts am Halse saß; der schwarze Frack hing ihm nachlässig auf den Schultern. Auffallend war neben der Todtenblässe, die seine Stirn bedeckte, die Röthe seiner Wangen.

Während des Soupers sprach er kein Wort und seine Begleiter hatten viel zu viel mit der Befriedigung

eines sehr gesunden Appetits zu thun, als daß sie ein lebhaftes Gespräch hätten unterhalten können.

Als aber endlich dieses wichtige Geschäft abgethan war, ward die Unterhaltung belebter. Herr Carron füllte von Neuem die Gläser und sprach das seinige erhebend:

„Nun, mein Herr, lassen Sie uns anstoßen, auf glückliche Rückkehr in das Leben, das so schön ist . . .!"

„O, meine Herren, Sie wußten nicht, was Sie thaten, als Sie mich abhielten, jenen Schritt der Verzweiflung zu thun! Wie kann meine Rückkehr eine glückliche sein — Sie wissen nicht, was mich erwartet!"

„Nun ja, das wissen wir wohl nicht, aber eben deshalb sollen Sie es uns sagen. Schütten Sie Ihr Herz aus . . . in einer solchen Lage, wie die Ihrige zu sein scheint, muß man nicht mehr zurückhaltend sein — vielleicht hätten wir Ihre ganze Geschichte übermorgen in der Zeitung gelesen, wenn Sie wirklich über das Brückengeländer voltigirt wären . . . . also theilen Sie uns mit, wie Sie dahin gekommen sind, einen solchen Streich ausführen zu wollen . . . Ist's gefällig?" fuhr Herr Carron fort, indem er dem jungen Manne Cigarren anbot, welche dieser ablehnte.

„Nun, wie's beliebt," sagte Herr Carron eine Cigarre anzündend, welchem Beispiel auch Herr Duglos folgte . . .

„Ich will Ihnen die Geschichte meines ganzen Lebens erzählen," nahm der junge Mann das Wort, „Sie wünschen es, und Sie haben ein Recht, das zu verlangen, denn mein Leben gehört nicht mehr mir, sondern Ihnen, die Sie es erhalten haben. Es besteht aus einer Kette von Thorheiten, leichtsinnigen Streichen und deren natürlichen Folgen: Unglück und üblen Lagen aller Art."

„Das soll bald besser werden," sagte Herr Carron, „Sie werden keine Thorheiten mehr begehen und also auch nicht so leicht in schlimme Lagen gerathen. Doch sprechen Sie!"

„Mein Name ist Etienne Farnale. Ich bin der einzige Sohn eines Schullehrers in der Gegend von Clermont. Meine Eltern liebten mich zärtlich,

allein ich glaube, daß sie es nicht verstanden, einen Knaben meiner Art richtig zu behandeln. Die Erziehung, die ich genoß, bewegte sich in den äußersten Extremen. Der Vater hielt mich mit der eisernsten Strenge, in der Meinung, ein so lebhafter, selbst wilder und unbändiger Charakter, wie der meinige, könne nur dadurch gezügelt und auf den rechten Weg gebracht werden. Meine Mutter, eine gute aber schwache Frau, machte mich dagegen zu ihrem verzärtelten Liebling und arbeitete somit dem Vater in allen Stücken entgegen. Ward ich gestraft vom Vater, so suchte sie dessen Härte gegen mich dadurch gut zu machen, daß sie mir Leckerbissen, wohl auch Geld zusteckte; sie tröstete mich, that auch alles Mögliche, um die Knabenstreiche, die ich beging, zu verheimlichen — kurz, es geschah von beiden Seiten auf verschiedene Weise Alles, um mich zu verziehen. — In meinem zwölften Jahre kam ich auf das Collège zu Clermont. Die pedantische, fast klösterliche Zucht, in welcher hier die Schüler gehalten werden, behagte mir natürlich nicht, ebenso wenig waren die trockenen Studien nach meinem Sinn. Auch hier trug die übergroße Zärtlichkeit der Mutter dazu bei, mich in meiner Neigung zur Genußsucht und Trägheit zu bestärken. Sie schickte mir außer den Briefen, in denen sie mich mit den liebevollsten Ausdrücken und mit Schmeicheleien meiner Eitelkeit überschüttete, auch Eßwaaren und Geld. Ich hielt mich wirklich für einen ausgezeichneten Menschen und faßte einen um so größeren Haß gegen die Lehrer, welche wohl mit Recht ganz anderer Meinung waren. Gute Freunde, mit denen ich mein Geld verthat, fanden sich leicht unter meinen Mitschülern — und so galt ich denn bald bei den Lehrern für den störrischsten, boshaftesten, liederlichsten und faulsten Schüler der Anstalt. Die mir dictirten Strafen erbitterten mich noch mehr, und als ich einst — ich war damals fünfzehn Jahre alt — vor sämmtlichen versammelten Lehrern und Schülern gezüchtigt und dann drei Tage bei Gefangenenkost eingesperrt werden sollte, weil ich in einer Nacht heimlich das Collège verlassen und mich in der

Stadt in verrufenen Spelunken umhergetrieben hatte, faßte ich den Plan, mich durch die Flucht der entehrenden Strafe und dem Zwange der Schule zu entziehen.

„Einer meiner vertrautesten Genossen bei allen den losen Streichen war mir bei der Ausführung dieses Planes behilflich. Das Vorhaben gelang und ich lief aufs Geradewohl in die Welt hinein, ohne recht zu wissen, was ich eigentlich beginnen sollte. Mein Sinn stand nach Paris. Ich hatte viel von der Hauptstadt gehört und glaubte, dort mein Glück machen zu können; über das Wie war ich mir jedoch nicht klar, und leichtsinnig, wie ich war, nahm ich mir auch nicht die Mühe, darüber nachzudenken und einen bestimmten Lebensplan zu entwerfen.

„Wunderbarer Weise entging ich lange Zeit den von meinen Eltern und dem College angestellten Nachforschungen und Verfolgungen. Ich war nach wenigen Tagen unsteter Wanderschaft mit einem Puppenspieler, der auch einige abgerichtete Affen und Hunde sehen ließ, zusammengetroffen. Dieser Mensch, übrigens ein durchtriebener Gauner, nahm sich meiner an, da er mich zu mancherlei Dingen, wie zum Schreiben marktschreierischer Bekanntmachungen u. s. w., gut brauchen konnte. Um mich unkenntlich zu machen, schor er mir das Haar kurz ab und täglich mußte ich das Gesicht mit brauner Farbe bestreichen; er steckte mich in die Kleidung eines Harlekins und ich mußte bei seinen Schauvorstellungen durch Späße und Capriolen sein Publicum belustigen, dem er mich als einen jungen Araber aus der Saharah vorstellte.

„Etwa ein Jahr lang trieb ich mich mit diesem Menschen umher. Da ließ es sich mein Principal einfallen, einem Fuhrmanne, der mit uns zugleich auf der Streu in dem Gasthofe eines kleinen Städtchens übernachtete, die ziemlich bedeutende Baarschaft zu stehlen; allein der Dieb ward erwischt, ehe wir uns aus dem Staube machen konnten. Wir Beide wurden festgenommen. Ich, der ich in der That bei dem Diebstahle nicht betheiligt war, wurde freigesprochen, während der Pup-

penspieler in das Zuchthaus gesperrt ward. Allein der junge Araber war auch, nachdem man ihm den braunen Teint abgewaschen und ihn scharf inquirirt hatte, als der in öffentlichen Blättern steckbrieflich verfolgte entlaufene Schüler von Clermont erkannt worden, und so mußte ich denn in Begleitung einer Gerichtsperson nach der Heimat zurückwandern.

„Der Empfang, der mir im elterlichen Hause wurde, war natürlich kein sonderlich freundlicher, wenigstens nicht von Seite des Vaters. Meine Eltern waren in dem Jahre meiner Abwesenheit sehr gealtert; der Kummer um den ungerathenen Sohn hatte tiefe Spuren bei ihnen hinterlassen. Bei aller Verwilderung meines Innern erschütterte mich dieser Anblick doch so tief, daß ich wahrhafte Reue empfand über das, was ich gethan, und ernstlich beschloß, meinem verfehlten Leben eine bessere Richtung zu geben. Die Mutter umarmte mich zärtlich, als sie meine guten Vorsätze hörte — sie hatte mir ja schon verziehen, da sie mich nur wiedersah! Auch der Vater zeigte sich milder als früher — er mochte wohl einsehen, daß er mit seiner übertriebenen Strenge das Rechte verfehlt hatte.

„In das Collège, das mich in einem feierlichen Actus ausgestossen hatte, konnte ich natürlich nicht zurückkehren. Es ward nun berathen, welchen Lebenslauf ich ergreifen sollte, und endlich entschied man sich dahin, mich die Buchdruckerkunst erlernen zu lassen.

„Nach dem Vorgefallenen wünschte mein Vater nicht, daß ich in Clermont bleiben sollte und deshalb brachte er mich nach Limoges, wo einer seiner Jugendbekannten eine kleine Buchdruckerei besaß. Mehr als ein Jahr war ich bereits in dem Hause dieses braven Mannes, unter dessen Leitung ich ein ganz Anderer geworden war und bei natürlichen Anlagen auch schon etwas gelernt hatte, als plötzlich meine beiden Eltern der damals sehr bösartig auftretenden Cholera zum Opfer fielen.

„Lassen Sie mich diese Zeit des Schmerzes und der Trauer übergehen — ich kann, ich darf nicht mehr

daran denken, denn ich bin nicht mehr meiner Eltern werth, deren Namen ich geschändet habe...! Es war auch ein Glück für sie, daß sie hinüber gingen, daß sie nicht mehr erlebten, was später geschah...!"

„Nun, nun, so schlimm wird es doch nicht sein," nahm hier Herr Carron das Wort, „leichtsinnige, tolle Jugendstreiche — die macht ein Jeder..!"

„Nein, wenn es das nur wäre..!"

„Mag es sein, was es will..! Geben Sie Ihr Glas her... so... nun trinken Sie noch einmal!" rief Carron, das Glas Etienne's füllend.

Nachdem dieser einige Schluck Wein getrunken hatte, fuhr er in seiner Erzählung fort.

„Zwei Jahre war ich bereits in meinem neuen Berufe thätig gewesen; ich war ein tüchtiger und geschickter Arbeiter geworden, ward geschätzt von meinem Lehrherrn, dem ich ganz allein in seinem kleinen Geschäfte beistand. Da fügte es das Schicksal, daß ein Herr aus Paris nach Limoges kam, der Geschäftsführer einer großen Buchdruckerei in der Hauptstadt war und in seiner Jugend mit meinem Principal zusammen gearbeitet hatte. Der Fremde suchte seinen Jugendfreund auf; er lernte bei dieser Gelegenheit mich kennen; ich gefiel ihm; er sah, daß ich Anlagen zu dem Beruf hatte, daß aus mir mehr werden könne, wenn ich in einen größeren Wirkungskreis käme. Er machte deshalb meinem Chef den Vorschlag, mich mit nach Paris zu nehmen und mir in seinem großen Geschäft Arbeit zu geben. Dieser trennte sich nicht gern von mir, wollte aber meinem Glück und Fortkommen nicht hinderlich sein und willigte ein.

„O hätte er es nie gethan, wäre ich in den bescheidenen Verhältnissen zu Limoges geblieben... ich würde nicht als ein Verzweifelnder zu dem Schritte getrieben worden sein, von dem Sie mich heute abhielten...!

„In meiner neuen Stellung ging es mir gut und man war mit mir zufrieden. Selbst daß ich mit einem jungen Mädchen in ein näheres Verhältniß trat, that mir keinen Schaden, denn ich versäumte darüber meine

Pflicht nicht. Bald aber lernte ich auch die Zerstreuungen der Hauptstadt kennen; meine alte Neigung zu einem zerfahrenen Leben erwachte wieder — ich war zu schwach, zu leichtsinnig und zu unbesonnen, um den zahllosen Verlockungen, die Paris darbietet, zu widerstehen; ich gerieth in schlechte Gesellschaft. Die Vorstellungen meiner Vorgesetzten verloren immer mehr und mehr ihre Wirkung, auch Mariens Bitten und Thränen vermochten nichts mehr über mich, und selbst als sie mir gestand, daß ich nicht mehr zögern dürfe, sie zum Altar zu führen, wenn sie nicht vor der Welt entehrt dastehen sollte, konnte ich nicht von meinem mit jeder Woche wüster werdenden Leben lassen.

„Auf Augenblicke wohl fühlte ich, was ich ihr, was ich meinem Kinde schuldig war ..... ich verwünschte meinen Leichtsinn, meine Herzlosigkeit, gelobte mir selbst und ihr Besserung .... allein es war, als sei ich in die Macht eines bösen Dämons gerathen, der nur in der Nähe Mariens von mir wich, um mich dann um so stärker wieder zu fassen und mich unaufhaltsam dem Abgrund des Verderbens zuzuführen.

„Unfehlbar würde ich schon damals der Entehrung anheim gefallen sein, denn schon gingen meine Vorgesetzten damit um, mich zu entlassen, als mich die Conscription traf.

„Ich ward einem nach Afrika bestimmten Regimente zugetheilt. Marien und mein Kind mußte ich verlassen, aber ich versprach ihr heilig, sie nicht zu vergessen und ihre Ehre wieder herzustellen, sobald als ich zurückkehren würde. Ich nahm Abschied von ihr. Sie mußte sich und das Kind während meiner Abwesenheit mit Stickarbeit ernähren.

„Die plötzliche Veränderung in meinem Leben und die Strenge der militairischen Disciplin brachten mich endlich wieder zur Besinnung. Ich diente in Afrika nicht ohne Auszeichnung und ward bald zum Unteroffizier befördert. Aber nur in der Zeit der Kämpfe und der Gefahren vermochte ich mich zu bewähren, denn als zu meinem Unglück das Regiment aus Algerien ab-

berufen und nach Straßburg in Garnison verlegt wurde, rief bald der Mangel an Beschäftigung die Lust an Zerstreuungen wieder wach. Seit meinem Avancement hatte ich regelmäßig meine kleinen Ersparnisse an Marien geschickt, in Straßburg brauchte ich meinen Sold jedoch bald für mich selbst .... nicht lange währte es, so reichte er aber für meine sich täglich steigernden Bedürfnisse nicht mehr aus ... ich machte Schulden in Wirthshäusern und bei meinen Bekannten ..... diese Schulden sollten bezahlt werden .... ich konnte das nicht ... man bat, man drängte, man drohte ... da, von allen Seiten gedrängt, vergaß ich mich so weit, einem Kameraden, der mit mir in einem Zimmer der Kaserne wohnte, als er des Nachts ruhig und arglos schlief, sein Geld zu entwenden ....

„Das Verbrechen konnte nicht verborgen bleiben ... ich ward infam degradirt, aus dem Regiment gestoßen und nur in Rücksicht auf meine Dienste in Afrika ward der Spruch des Kriegsgerichts, das mich auf fünf Jahre zur Galeere verurtheilt hatte, aus besonderer Gnade in schwere Festungsstrafe von drei Jahren gemildert.

„Ich hatte vor etwa einem Jahre meine Strafzeit überstanden. Arm und entehrt kehrte ich nach Paris zurück ... ich sah Marien, ich sah mein zu einem hübschen Knaben herangewachsenes Kind wieder .... liebevoll nahm sie mich auf, sie theilte das Wenige, was sie selbst hatte, mit mir ..... Ich suchte Arbeit, aber in keiner Buchdruckerei wollte man mich beschäftigen .. ich wollte etwas Anderes ergreifen, allein nichts glückte mir ...

„Um das Maß des Unglücks voll zu machen, brach in dem Hause, in dem wir wohnten, Feuer aus und wir verloren Alles, was Marie durch jahrelangen Fleiß erworben hatte ..... es blieb uns nicht viel mehr, als das nackte Leben.

„Eine alte Verwandte Mariens nahm uns einstweilen auf. Wir blieben hier einige Wochen, aber bald mußten wir ein anderes Quartier uns suchen, und

hier, entblößt von Allem lebten wir in Kummer und Elend, da ich selbst noch keine ausreichende und uns nährende Beschäftigung gefunden hatte.

„Endlich aber schien es das Mißgeschick müde zu sein, mich zu verfolgen; es zeigte sich ein Hoffnungsschimmer, die Aussicht auf eine ehrenvolle und einträgliche Thätigkeit.

„Um nur etwas zu thun, hatte ich auf Anrathen eines mit uns auf demselben Corridor wohnenden Mannes, der nach vollendetem Tagewerk des Abends bei einem kleinen Theater Statistendienste that, ebenfalls zu solchen mich gemeldet. Ich ward angenommen, und da dem Regisseur mein Aussehen und meine Gewandtheit und Anstelligkeit gefielen, er auch sah, daß ich nicht ohne Bildung war, so vertraute er mir bald kleine Anmelderollen und dergleichen an, ließ mich ferner in das Sängerchor, welches das Theater für die Vaudeville's hatte, eintreten. Ich erhielt nun einen festen Gehalt, der zwar nicht groß war, aber doch für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse ausreichte.

„Das Leben hätte sich für uns unter solchen bescheidenen Verhältnissen ganz gut gestalten können, da auch ich endlich belehrt durch so viele trübe Erfahrungen in so weit ein Anderer geworden war, als ich die Zerstreuungen, die mir früher so gefährlich gewesen waren, mied und nur meinem Weibe und Kinde lebte. Mein festes Einkommen war klein, aber ich erwarb noch etwas durch Copialien für das Theater, und der mir wohlwollende Regisseur übertrug mir dergleichen Arbeiten um so lieber, als ich eine gute Handschrift habe und alle derartigen Aufträge gewissenhaft besorgte. Marie verdiente durch Näherei und Stickerei einen hübschen Zuschuß, ihre Kundschaft vermehrte sich von Tag zu Tag, da auch sie für das Theater zu thun bekam.

„Der Dämon der Genußsucht hatte endlich von mir gelassen, aber nur damit ich anderen, kaum minder verderblichen Feinden in die Hände fallen sollte: der Eitelkeit, der Selbstüberhebung . . . und wie Alles bei mir sich sofort bis zur Leidenschaft steigert, so war es auch damit der Fall.

„Es wurden diese Leidenschaften zuerst geweckt durch die Erfolge, welche die ersten Mitglieder der Bühne errangen, genährt durch meine Beschäftigung als Copist. Die Rollen, die ich abschrieb, regten meine lebhafte Phantasie an, ich behielt sie schnell in meinem vortrefflichen Gedächtniß, grübelte über ihren Inhalt nach und glaubte, daß auch ich wohl befähigt sei, als Schauspieler Bedeutendes zu leisten. Mißmuth und Verdruß über meine untergeordnete Stellung schlichen sich bei mir ein. Zu meinem Unglück lernte ich eine alte Schauspielerin kennen, die früher einmal eine gefeierte Berühmtheit gewesen, die aber durch Verschwendung und Liederlichkeit bis zur Pfandverleiherin und Gelegenheitsmacherin herabgekommen war. Diese Person redete mir und meiner Frau fortwährend von meinem Talent und davon vor, daß ich zu etwas Besserem berufen sei, als zum Comparsen. Es bedurfte nur eines solchen Anlasses, um den bei mir schon hell glimmenden Funken des Ehrgeizes und der Eitelkeit zur lichten Flamme anzufachen. In dieser Zeit ereignete sich ein Vorfall, der in seinem Anfange so unbedeutend war, daß er unter anderen Umständen nicht den geringsten Einfluß auf mein Leben gehabt haben würde, als höchstens eine Stunde voll Verdruß, wie deren in jedem Berufe, in dem Bühnenleben vielleicht mehr als anderswo vorkommen.

„Ich war schon vor längerer Zeit mit dem Gesuch bei der Direction des Theaters eingekommen, mir eine große Rolle zu geben. Der Regisseur hatte mir in freundlicher Weise vorgestellt, daß das nicht möglich sei, hatte mir als einsichtsvoller Mann bewiesen, was mir Alles zum darstellenden Künstler fehle — ich glaubte ihm nicht; die Directoren hatten mich kurz abgewiesen. Mußte das schon meine Eitelkeit tief verletzen, so erzeugten die Sticheleien der übrigen Choristen, welche von meinem Gesuch gehört hatten und mich nun spottweise Talma nannten, die höchste Erbitterung bei mir. Selbst die höher stehenden Mitglieder der Bühne betrachteten mich mit spöttischem Lächeln und bald war

ich für das sämmtliche Personal das Stichblatt bitterer Witzeleien.

„Da hatte ich in einer stummen Bedientenrolle während einer großen Scene die erste Anstandsdame bei einer Ohnmacht mit den Armen aufzufangen und eine Weile zu halten. Ich konnte das auf der Probe der capriciösen Komödiantin durchaus nicht recht machen. Der Auftritt mußte mehrere Male probirt werden und immer wieder hatte sie etwas gegen mich einzuwenden. Ich sah die spöttisch lächelnden Gesichter der Anwesenden, ich hörte, wie man boshafte Bemerkungen sich zuflüsterte, wie die Männer schlechte Witze machten, die Frauenzimmer kicherten. Ich bebte vor Zorn, der Aerger trieb mir alles Blut aus den Wangen, meine Blicke schossen Blitze auf die Lachenden, doch das Alles reizte sie noch mehr und Einige sagten sogar der Schauspielerin, wenn sie so in ihrer Ohnmacht gehalten würde, müßte das Publicum in helles Gelächter ausbrechen.

„Noch einmal sollte der Auftritt probirt werden; der Regisseur redete mir zu, Alles genau so zu machen, wie es Demoiselle wünschte... ich hörte ihn schon nicht mehr, oder doch vergaß Alles, was um mich her vorging, als in dem Augenblicke, wo die Schauspielerin umsank eine Stimme neben mir halblaut sagte: jetzt steht Talma da wie ein Schnellgalgen...

„Mir vergingen die Sinne... die Schauspielerin packen, sie mit aller Gewalt auf das Podium werfen, so daß sie laut aufschrie, und dem frechen Spötter eine furchtbare Ohrfeige verabreichen, die ihn zurücktaumeln machte, war das Werk eines Augenblicks.

„Alle stürzten auf mich zu... ich aber schleuderte meine Feinde nach rechts und links, brach mir durch die herbeieilenden Maschinisten Bahn und rannte aus dem Hause, das ich nie wieder betreten sollte.

„Fast besinnungslos, zitternd vor Aufregung kam ich in unserer Wohnung an. Hier erzählte ich, noch athemlos, das Vorgefallene . . . es war der Anfang wieder hereinbrechenden Unglücks . . . Ich hatte keine Stellung mehr, ward vor Gericht gezogen und erhielt

wegen Widersetzlichkeit gegen meine Vorgesetzten, grober Excesse und thätlicher Beleidigungen eine Gefängnißstrafe von sechs Wochen.

„Das Elend zog nun wieder bei uns ein; was wir erworben hatten, war bald aufgezehrt; jenes Weib, das meinen Hochmuth so sehr angestachelt hatte, lieh uns Geld, aber wir mußten ihr dafür alle unsere Habseligkeiten verschreiben. Als auch das nicht mehr ausreichte, wies sie mir einen Wucherer zu, der mir kleine Summen vorschoß, für deren doppelten Betrag ich ihm Wechsel ausstellen mußte. Es geschah das Alles in der Hoffnung auf einen großen künstlerischen Erfolg, von dem die Pfandleiherin noch immer sprach und den zu ermöglichen sie auch die nöthigen Schritte that. Sie machte mich mit dem Director eines anderen Theaters bekannt, der durch die schwere Erkrankung eines seiner ersten Mitglieder in die größte Verlegenheit gerathen war. Mein Anerbieten kam ihm daher nicht unerwünscht; er verpflichtete sich, mir ein gutes Honorar zu zahlen, und wenn ich durchkommen würde, mich auch fest zu engagiren.

„Froh und leichten Herzens kehrte ich zu den Meinigen zurück; ich sah die Möglichkeit der Erfüllung meines höchsten Wunsches, ich sah einer schönen und ehrenvollen Zukunft entgegen. Unbesorgt war ich darüber, daß nicht ein Stück unserer Wirthschaft, nicht ein einziges Kleidungsstück unser war, daß wir sogar eine für unsere Verhältnisse ungeheuere Schuldenlast hatten .... das Alles konnte ja durch einen einzigen günstigen Erfolg wieder ausgeglichen werden, und meine Verblendung war so groß, daß ich auch nicht einen Augenblick lang an meiner Befähigung und an einem glücklichen Ausgang meines Debuts zweifelte.

„Bei den Proben zwar schüttelten der Director und der Regisseur bedenklich die Köpfe, und wenn sie gewissenhafte Menschen gewesen wären, hätten sie den im Personal laut werdenden Stimmen und ihrer eigenen Einsicht Gehör gegeben und mich über meine gänzliche Unfähigkeit für ein erstes Fach aufgeklärt, mir —

wollten sie menschlich sein — eine kleine Stellung angeboten. Allein es war ein neues Stück, in dem ich debutiren sollte, es lag den Herren viel daran, dasselbe um jeden Preis herauszubringen, sie selbst mochten wohl auch glauben, daß die Sache am Ende doch gehen werde ..... und so erschien denn die entscheidende Stunde.

„Am heutigen Abend war es, als ich unter fremdem Namen dem Publicum durch großsprecherische Reclame als ein gefeierter Künstler aus Marseille empfohlen, in einer großen Rolle auftrat. Je höher durch diesen Schwindel die Erwartungen gespannt waren, desto größer war aber auch die Erbitterung des Publicums, als es sich getäuscht sah. Ich spielte unbeholfen und eckig, betonte falsch und kam durch ein lächerliches Versprechen so aus der Fassung, daß mich für einen Augenblick selbst mein gutes Gedächtniß verließ. — Auf den Souffleur konnte ich nicht spielen, weil ich nicht die geringste Uebung darin hatte; derselbe rief mir laut die Worte zu, als ich in einer ernsten Scene stecken blieb ... ich wußte nicht mehr wo ich war, Alles drehte sich um mich im Kreise ... ich hörte nur das entsetzliche Gelächter, das Schreien und Pfeifen der Menge, sah, wie der Vorhang fiel und wie das gesammte Personal mit dem Director an der Spitze auf mich zustürzte, mich mit Vorwürfen und Scheltworten überhäufend ... Ich riß mich los, warf in der Garderobe meinen Mantel um und stürzte hinaus ins Freie. Auch hier hatte sich eine zahlreiche Menge, angelockt durch den Lärm im Inneren des Hauses, aufgestellt. Ich stieß, was mir im Wege stand, bei Seite ...... ein Mann faßte mich beim Arm, ich erkannte in ihm jenen Wucherer, der Wechsel von mir in Händen hat ..... Er rief mir zu: wie steht es nun, Sie sauberer Herr, mit meinem Gelde! ... Mit den Worten: Gehen Sie zum Teufel, Blutsauger! befreite ich mich von ihm und stürzte hinaus in die Nacht .... Verzweifelnd, ohne alle Hoffnung eilte ich durch die Straßen ...... das Weitere wissen Sie!“

Der junge Mann schwieg — auch Carron und

Duglos blieben gedankenvoll sitzen. Endlich nahm Ersterer das Wort und sprach:

„Und sind Sie wirklich in so furchtbarer Lage, daß Ihnen nichts, als Selbstmord übrig blieb?"

„Ich sehe nur das tiefste Elend vor mir .... ich bin den Meinigen nur eine Last ... welche Hoffnung bliebe mir auch noch!

„Bester Herr, man muß nie den Kopf verlieren, selbst nicht, wenn einmal die Wellen des Mißgeschicks über uns zusammenschlagen ...... Wem im Leben sö mitgespielt worden ist, wie Ihnen, der muß der Gesellschaft den Krieg erklären, und weiß er diesen gut zu führen, so wird er sich dabei wohl befinden."

„Was sagen Sie?"

„Sehen Sie uns an, auch wir hatten auf dem wohlgeebneten Wege, den die Alltagsmenschen gehen, kein Glück, und jetzt .... doch wir sprechen noch weiter darüber ... Zunächst aber führen Sie uns nach Ihrer Wohnung, wo Ihre Frau Sie in Jammer und Noth erwarten wird."

„O Gott, Marie!" rief Farnale mit dem Tone des Schmerzes und der Verzweiflung.

„Wir helfen Ihnen, denn es kann Ihnen geholfen werden, wenn Sie nur wollen — doch kommen Sie," rief Duglos, sich erhebend, „Sie sind ein Mann, wie wir ihn brauchen können!"

Die drei Männer verließen das Local und gingen schweigend die Straße entlang, bis sie einen Fiacre antrafen. Sie hielten diesen an und stiegen ein.

In einer engen Straße vor einem hohen Hause hielt der Wagen. Farnale stieg mit seinen Begleitern vier Treppen hinauf.

Auf der letzten derselben fiel ihnen ein starker Geruch, wie von Ofenrauch auf.

Farnale öffnete die Thür des kleinen Vorsaals — der Geruch war hier noch stärker.

In der Todesangst banger Ahnung stürzte er zu der Thür des Zimmers. Sie war verschlossen. Er klopfte, rief ... keine Antwort.

In Verzweiflung bemühte er sich, die Thür zu

erbrechen. Den vereinten Anstrengungen der drei Männer gelang das endlich... sie brach zusammen und ein erstickender Dampf von Kohlen strömte den Eindringenden entgegen.

Carron stürzte in das dunkle Zimmer und stieß selbst schon halb ohnmächtig die Scheiben eines Fensters ein. Die kühle Nachtluft drang herein...... Duglos zündete schnell eine Kerze an...

Auf dem Bett lag leblos, ihr ebenfalls todtes Kind im Arm, das unglückliche Weib....!

V.

Die Zeit war gekommen, daß die Baronesse Caroline von Marsenburg in die große Welt, oder wie man zu sagen pflegt, in die Gesellschaft eingeführt werden mußte.

Sie war zur Jungfrau erwachsen und stand nun in dem Alter, in dem alle Mädchen, wenn sie in ihrem Aeußeren von der Natur nicht gar zu sehr vernachlässigt worden sind, gut aussehen und daher gefallen können.

Caroline war nichts weniger als schön, trotzdem jedoch keineswegs eine unangenehme Erscheinung. Sprachen sich in ihren scharf markirten Zügen auch Festigkeit des Willens, selbst Schroffheit des Charakters aus, so ward das Alles durch den Reiz der Jugendfrische und durch den geistigen Ausdruck ihres Gesichts, besonders des lebhaften Auges gemildert und für den weniger scharf Beobachtenden selbst gedeckt.

Sie war von hohem schlanken Wuchs, und in ihrer Haltung und allen ihren Bewegungen leicht und elegant.

Ihr ganzes Wesen hatte schon bei dem eben im Aufblühen begriffenen jungen Mädchen einen starken Anflug von Coquetterie. Jene mädchenhafte Scheu und Zurückhaltung, die der schönste Schmuck einer Jungfrau sind, schien sie nie gekannt zu haben. Sie wollte nicht

Herzen gewinnen, sondern nur mit der Liebe spielen, nur gefallen und interessiren.

Frühzeitig hatte sich bei ihr, wie das bei egoistischen Naturen fast stets der Fall, Gefall- und Genußsucht gezeigt. Dieser Hang zum Sinnlichen sprach sich in ihrer ganzen äußeren Erscheinung, besonders im Blick, in der stets sehr gewählten Toilette, wie in den äußeren Umgangsformen der jungen Dame aus.

Sehr bald hatte Baronesse Caroline die Augen der Männer auf sich gezogen, denn für diese war sie in der That eine interessante Persönlichkeit; für diejenigen unter ihnen, welche selbst nur in Aeußerlichkeiten sich gefallen und daher auch das Weib nur nach solchen beurtheilen, mußte sie sogar etwas sehr Anziehendes haben. Sie erlangte daher schnell den oft nicht allzu schwer zu erringenden Ruhm einer gefeierten Schönheit in den Cirkeln der exclusiven Gesellschaft der Hauptstadt, war bald die Königin der Bälle und Assembléen; sie war fortwährend umschwärmt von zahlreichen jungen und alten Verehrern, während sie von den Damen, und namentlich von den älteren Frauen, die selbst Töchter hatten, beneidet, gehaßt und gefürchtet wurde.

Ihr selbst war an der Freundschaft und an dem Umgange mit Frauen und Mädchen nicht viel gelegen. Sie hatte auch nicht die Gabe, sich ihren Altersgenossinnen lieb und werth, den älteren Damen sich angenehm zu machen, denn wie ihr Wesen anziehend und interessant für die Männer war, ebenso abstoßend war es den Frauen, die in solchen Dingen ein richtigeres Gefühl und einen schärferen Blick zu haben pflegen, als die Herren der Schöpfung.

Die Frauen sahen in ihr das, was sie auch wirklich war: die herzlose, eitele Coquette, deren Vorzüge an Geist und Bildung vor dem strengen Tribunal weiblicher Richter nicht so hoch in Anschlag kommen konnten, um das Unweibliche in dem Charakter Carolinens aufzuwiegen.

Aber auch unter den Männern hatte sie zahlreiche Gegner. Es waren diese nicht blos solche, die von Natur eine starke Antipathie gegen die aus ihrem Kreis her-

austretenden Frauen haben, die von dem Weibe auch edle Weiblichkeit verlangen und in dessen Bestimmung etwas Höheres sehen, als nur in der großen Welt zu glänzen — auch Viele, die der jungen Baronesse gehuldigt und mit denen sie nur ihr Spiel getrieben, waren dadurch in ihrer eigenen Eitelkeit verletzt, zum Theil selbst in ihren besseren Gefühlen gekränkt worden und beschränkten sich daher bei dem gegenseitigen Begegnen bald nur auf die Formen der von den Gesetzen der guten Gesellschaft gebotenen Höflichkeit.

Wenn vielleicht auch in engeren und vertrauteren Kreisen der Verdruß, den man im Stillen schon längst über Carolinen und ihr ganzes Wesen empfunden hatte, in boshaften Bemerkungen über sie sich Luft machte, so blieb sie doch durch den hohen Rang ihrer Familie, durch den berühmten Namen derselben, durch die bedeutende Stellung und den allgemein anerkannten ehrenwerthen Charakter ihres Vaters vor eigentlichen Lästerungen und Klatschereien geschützt. Wer hätte es auch wagen dürfen, gegen die Tochter eines der verdientesten hohen Officiere aus der Zeit des Befreiungskriegs, der ein besonderer Liebling, ja ein intimer Freund und Waffenbruder des Monarchen war, nur die leiseste mißliebige Aeußerung verlauten zu lassen!

Nicht lange nach ihrem Eintritt in die große Welt war Caroline bei Hofe vorgestellt worden und hatte als Ehrendame eine Stellung in der unmittelbaren Umgebung der Königin erhalten.

Das Hofleben war die Sphäre, in welcher sie sich bald heimisch fühlen mußte, denn hier konnte allen ihren Neigungen am meisten Genüge gethan werden.

Sie besaß Geist genug, um auch hier einen gewissen Einfluß zu erlangen und sich eine bevorzugte Stellung zu sichern.

So wenig bedeutend ihr an und für sich das Treiben in diesen höchsten Regionen des gesellschaftlichen Lebens erschien, so wenig sie für die Gegenstände und Motive der vielfachen Intriguen und Kabalen in dieser Sphäre Interesse haben konnte, so betheiligte sie sich

doch bald mit einem wahren Feuereifer, der wohl besserer Zwecke würdig gewesen wäre, bei dergleichen Angelegenheiten und Händeln — nicht der Sache wegen, der es galt, sondern nur aus angeborener Neigung am Intriguiren, hauptsächlich auch um eine wichtige Rolle zu spielen und mit ihrem Geist und Talent zu solchen Dingen zu glänzen.

Ihr natürlicher Scharfsinn ließ sie stets die geeignetsten Mittel zur Erreichung dieses oder jenes Zweckes erkennen; sie verstand die Karten so geschickt zu mischen, die Fäden einer Intrigue so geistreich zu verschlingen und zu lösen, daß die Partei oder Coterie, für die sie sich erklärt hatte, des Siegs von vornherein gewiß sein konnte und auch in der That stets das oft gefährliche und gewagte Spiel gewann.

War der Sieg aber erfochten, so kümmerte sie sich in seltenen Fällen weiter um die Sache, welcher alle diese Anstrengungen und Bemühungen gegolten hatten, denn die Früchte eines solchen Sieges reizten sie nicht, thatenlose Ruhe war nicht nach ihrem Sinn. Sie suchte und fand bald wieder neue Verwickelungen, die zu lösen waren, sie fragte auch nicht viel darnach, ob die Intrigue gegen das bisher Verfochtene und Errungene gerichtet werden sollte — das Einzige, was sie bestimmte, auf diese oder jene Seite zu treten, war die Schwierigkeit der zu lösenden Aufgabe. Wo es des größten Aufwands an Scharfsinn, der feinsten und auch perfidesten Intrigue bedurfte, um den Gegner zu schlagen, dahin wendete sie sich — doch stets mit der Voraussetzung, daß ihr persönlicher Vortheil nicht gefährdet oder auch nur im entferntesten berührt werden könnte.

Einer jeden der verschiedenen Coterien bei Hofe mußte natürlich sehr viel daran liegen, eine so geistreiche und geschickte Intriguantin, wie es Baronesse Caroline von Marsenburg war, ganz für sich allein zu gewinnen. Man kam ihr daher von allen Seiten entgegen, auf die feinste Weise wurden ihr die größten Vortheile in Aussicht gestellt; die Beamten des Hofes nicht allein, auch die höchsten Würdenträger des Staats

suchten ihre Gunst, allein durch längere Zeit hindurch gelang es keiner Partei auf die Dauer, sie an sich zu fesseln: sie wollte sich nicht binden, die Freiheit behagte ihr, es schmeichelte ihrer Eitelkeit, von Allen gesucht, von Allen gefürchtet zu werden..... sie war für Alle und gegen Alle thätig.

Eine solche isolirte Sellung, wie Caroline sie bisher behauptet hatte, inmitten eines bunten Treibens, das durch tausend unsichtbare Fäden in Bewegung gesetzt und gelenkt wird, ist jedoch für die Dauer nicht haltbar, am wenigsten für eine junge Dame, an der doch über kurz oder lang irgend eine weibliche Schwäche zu entdecken sein mußte, bei welcher sie zu fassen sein konnte.

Es gab am Hofe eine im Stillen wirkende mächtige Partei, deren Einfluß sich weit über die inneren Angelegenheiten des königlichen Hauses erstreckte. Es schaarte sich dieselbe um die Oberhofmeisterin der Königin, Gräfin von Kanow, eine Frau von Geist, die aber für sehr stolz und unzugänglich galt und das auch in der That für alle diejenigen war, deren Persönlichkeit und Eigenschaften ihr keinen Nutzen versprachen. Nur wenige Herren und Damen vom Hofe besaßen ihr Vertrauen, aber auch diese waren nur die Werkzeuge, deren sie sich zur Ausführung ihrer Pläne bediente. Den übrigen Parteigenossen gönnte man nur insoweit einen Einblick in das innere Getriebe der Machinationen, als das nothwendig war, um sie mit ihren Interessen an sich zu binden und in ihnen einen Stützpunct sich zu erhalten.

Die Gräfin von Kanow hatte von Jugend auf in der unmittelbaren Umgebung ihrer hohen Gebieterin gelebt; sie war an deren elterlichem herzoglichen Hofe mit ihr erzogen worden und folgte nach der Vermählung der jungen Prinzessin dieser an den Königshof. Hier verheirathete sie sich mit dem Grafen von Kanow, den sie nach wenigen Jahren durch den Tod verlor, blieb aber auch während ihrer Ehe, da der Graf selbst eine bedeutende Stellung am Hofe bekleidete, stets bei

ihrer Gebieterin, und als diese den Thron bestieg, erhielt sie ihr jetziges wichtiges Amt.

Bei der Königin vermochte sie als deren Jugendfreundin Alles; leider aber benutzte sie diese Macht nur selten wirklich zum Guten. Von Natur stolz, herschsüchtig und eigennützig, in den Vorurtheilen ihres Standes erzogen, die bei ihr um so tiefer Wurzel schlagen konnten, als sie so sehr nach ihrem Sinne waren, gehörte sie zu denjenigen, welche royalistischer sein wollen, als der König selbst, sich aber auch keinen Augenblick lang besinnen würden, gegen das Königthum Front zu machen, wenn durch dieses der Vortheil und die Vorrechte des eigenen Standes gefährdet werden könnten.

In früheren Jahren war der Einfluß der Gräfin und ihrer Freunde ein stärkerer und sichtbarer gewesen und hatte sich auch mehr unmittelbar auf Staatsangelegenheiten erstrecken können. Die damaligen Minister und hohen Staatsbeamten gehörten selbst der ultraaristokratischen Partei an, waren entweder unter der unmittelbaren Mitwirkung der Gräfin von Kanow erhoben worden, oder diese hatte sie sich doch wenigstens zu verbinden und endlich von sich abhängig zu machen gewußt.

Da nun aber solche Einflüsse für das Staatsleben niemals förderlich sein können, so hatte sich auch zur Zeit des Umschwungs im Jahre 1830 der gegen die Gräfin und ihre Parteigenossen seit lange gehegte allgemeine Unwille ziemlich unzweideutig Luft gemacht. Mit dem Sturze des damaligen Ministeriums und der Umgestaltung der Staatseinrichtungen schwand auch die äußerlich sichtbare Macht der Gräfin; allein trotz des thatkräftigen Handelns von Seite des Monarchen, trotz der constitutionellen Formen des Staatsorganismus wußte die schlaue Frau, so weit als das überhaupt noch möglich war, die Fäden bald wieder in die Hand zu bekommen und ihren Einfluß geltend zu machen.

Der General von Marsenburg war keineswegs ein Freund der Gräfin. In seinem geraden Sinn haßte er alle Ränke und Schleichwege; er hielt überhaupt nicht allzuviel von der Staatskunst, die seiner Meinung

nach oft genug schon das wieder verdorben hatte, was das Talent des Feldherrn und die Tapferkeit der Soldaten gut gemacht — am wenigsten konnte er es aber leiden, wenn Frauen sich in dergleichen Geschäfte mischen. Ganz unverhohlen hatte er sich auch zu verschiedenen Malen über die Gräfin von Kanow geäußert, und sogar einmal gesagt: wenn der Teufel selbst keine Zeit habe, da schicke er gewiß ein altes Weib. Er hatte sich auch dem Monarchen gegenüber kein Blatt vor den Mund genommen, der dem alten bewährten treuen Freunde auch gerne ein freies Wort gestattete, was übrigens der General als sich ganz von selbst verstehend betrachtete, „denn“ — hatte er einst zum König gesagt — „wer soll denn sonst Ew. Majestät reinen Wein einschenken, wenn es nicht Ihre persönlichen Freunde thun wollen?“

Die Gräfin von Kanow sah es daher nicht gern, daß der General für die Dauer wieder an den Hof kam, noch weniger, daß dessen Tochter in der Umgebung der Königin eine Stellung erhielt. Sie fürchtete, daß der General ihr nicht allein durch seine nahen Beziehungen zum Monarchen selbst ihre Pläne durchkreuzen, sondern auch noch bei der Königin einen überwiegenden Einfluß erlangen könnte. Schnell hatte sie jedoch erkannt, daß Caroline es wohl werth sei, in ihre engeren Cirkel gezogen zu werden, daß es der Mühe lohnen würde, eine Dame von so viel Geist und Talent für sich zu gewinnen.

Bei dem scharfen Blick der Gräfin konnte dieser auch die schwache Seite Carolinens nicht lange ein Geheimniß bleiben, und als sie sogar bemerkte, daß einer der Prinzen ein mehr als gewöhnliches Interesse an der jungen Dame zu nehmen schien, war der Plan schnell gemacht.

Eine Fête, welche die Gräfin auf ihrer Besitzung in der Nähe der Stadt veranstaltet hatte, gewährte die beste Veranlassung dazu, sich dem General und seiner Tochter zu nähern. Es wurde bei Gelegenheit dieses glänzenden Festes das Haus der Gräfin selbst durch die Gegenwart der königlichen Familie beehrt, der ganze

Adel der Residenz war geladen, der General konnte demnach selbstverständlich sich nicht ausschließen.

Mit all der Liebenswürdigkeit, welche hochgestellten Frauen eigen ist, empfing die Gräfin Carolinen. Auch der Prinz war zugegen; er und einige der näheren Freunde des Hauses nahmen vorzugsweise den General in Anspruch, bis denn endlich der Prinz sich wieder zu den Damen wendete und bald mit Carolinen in ein angelegentliches Gespräch vertieft war.

Der äußerst verbindlichen Aufforderung der Gräfin, Caroline möchte recht oft Theil an ihren kleinen Cirkeln nehmen, mußte Folge geleistet werden, und die junge Baronesse that das um so lieber, als sie bald in der Dame vom Hause eine ihr gleichgestimmte Seele erkannt und übrigens auch erfahren hatte, daß Prinz Richard die Gesellschaften der Gräfin regelmäßig besuche.

Der Hochmuth, die Eitelkeit, der Stolz darauf, einen Fürsten sich huldigen zu sehen, das waren die schwachen Seiten Carolinens, die von der schlauen Gräfin wohl benutzt wurden, um jene dauernd an sich zu fesseln, und es gelang das nur zu gut.

In der vortrefflichen Schule der Gräfin bildete sich Carolinens Talent zur Intrigue schnell zu einer solchen Vollkommenheit aus, daß sie bald eines der nützlichsten Glieder der Partei wurde. Hatte sie sich früher nur mit den kleinen Kabalen des Hofes beschäftigt, so eröffnete sich ihrem Ehrgeiz nun das weite und interessantere Feld der geheimen politischen Machinationen. Sie erhielt einen klaren Einblick in das Getriebe einer Partei, die allerdings bei den Verhältnissen eines constitutionellen Staates nur im Stillen, aber nichts desto weniger sicher und nachhaltig wirkte. Sie übersah bald die für jeden Uneingeweihten unsichtbaren Fäden, mit denen selbst die Gegner gelenkt wurden, von denen sogar die höchste Person im Staate wie mit einem Netz umgarnt war.

Prinz Richard war eigentlich kein rechter Mann für die Partei. Er war zwar sehr stolz auf seine hohe Geburt, dabei ein geistreicher Mensch, aber auch viel zu sehr Enthusiast für die Künste — nebenbei

auch nicht wenig für die Künstlerinnen — und überhaupt ein das Leben leicht nehmender Bonvivant, um sich mit geheimen Machinationen viel Mühe zu nehmen. Er war, ein Aristokrat in einem anderen und besseren Sinne, d. h. sein ritterlicher Sinn ward durch den Geist der Neuzeit, der Alles zu nivelliren strebt, abgestoßen; der politische Fortschritt und der Liberalismus waren ihm identisch mit dem Unschönen und Gemeinen. Diese Ansichten waren ihm durch die Erziehung, die er genossen, von Jugend auf eingeimpft — es waren starke Irrthümer, aber sie entsprangen bei ihm aus durchaus reinen Motiven, denn er war mit allen seinen Schwächen und Fehlern eine hochherzige, edle Natur. Hätte er mehr Blick und Menschenkenntniß gehabt, als ein Mann seiner Art in seinen Verhältnissen haben kann, hätte er das Treiben seiner Freunde und diese selbst durchschaut — er würde sich mit Entrüstung von ihnen abgewendet haben, ja ihr entschiedener Feind geworden sein. So aber war er, ohne nur die leiseste Ahnung davon zu haben, ein Anhalt und ein Werkzeug der Partei, und als solches hatte er eben jetzt erst der Camarilla dadurch einen wichtigen Dienst geleistet, daß durch ihn eine sehr brauchbare Kraft, ein bedeutendes Talent gewonnen worden war.

Carolinens Verhältniß zu Prinz Richard war ein ganz eigenthümliches. Von seiner Seite mochte es anfänglich nur das Interesse an der geistreichen, gebildeten und in der Kunst zu gefallen ungeachtet ihrer Jugend wohl erfahrenen Dame sein, das ihn zu Carolinen hinzog. Sie war in der That in dieser Beziehung eine seltene Erscheinung, und eine solche konnte von einem Manne wie Prinz Richard nicht unbemerkt bleiben. Nach und nach steigerte sich jedoch dieses Interesse bei seinem leicht empfänglichen Sinn und seinem nicht schwer zu entzündenden Herzen zu einer wirklichen, sehr starken Neigung. Wohin solche führen sollte, das zu bedenken war seine Sache nicht.

Von Liebe oder auch nur von einer flüchtigen Leidenschaft war bei Carolinen keine Rede. Dergleichen

Gefühle waren ihr bis jetzt fremd geblieben, sie verachtete sie sogar im Stillen als Schwächen, denen jede alltägliche Frau unterworfen und durch die das Weib dem Manne unterthänig geworden sei, eine Sache, gegen die sich ihr Stolz stets aufgebäumt hatte. Den schönen stolzen Mann gefesselt und sich dienstbar gemacht zu haben, sich vor vielen anderen Frauen bevorzugt, von vielen beneidet zu sehen, das war es, was ihr die größte Genugthuung gewähren konnte. Aber nicht allein die Eitelkeit war das Motiv zu ihrem Handeln dem Prinzen gegenüber. Mit ruhiger Ueberlegung berechnete sie kalt die Vortheile, welche ihr die Macht über sein Herz gab. Durch ihn konnte viel erreicht, viel durchgesetzt werden, so lange als er unter Carolinens mächtigem Einfluß stand ... dann aber winkte ihr auch eine Aussicht, die wohl selbst ein weniger ehrgeiziges und hochfahrendes Gemüth verlocken und zur Thatkraft anspornen konnte.

Prinz Richard war der Sprosse einer Seitenlinie des königlichen Hauses, er stand daher nicht unmittelbar unter dem eisernen Gesetz, welches dem Fürsten gebietet, das, was sich der Mensch am wenigsten gern rauben läßt, die Herzensneigung, dem Wohle des Staats oder eigentlich nur den althergebrachten, selbst bei dem Volke tief eingewurzelten Vorurtheilen und falschen Vorstellungen von fürstlicher Würde zu opfern.

Die Fürstenkrone war es, wonach die stolze und von glühendem Ehrgeiz beseelte Caroline strebte. Sie war die Persönlichkeit dazu, ein solches Ziel zu erreichen, und sie würde es auch erreicht haben, trotz der für jede Andere unübersteiglichen Hindernisse, welche ihr das Machtgebot des Vaters in den Weg legte, wenn ihr nicht endlich die weibliche Natur, die selbst dieses stolze und kalte Herz nicht verleugnen konnte, einen Streich gespielt hätte.

So sorgfältig auch Caroline ihre Beziehung zu dem Prinzen geheim gehalten hatte, so sehr sie auch darin von diesem selbst und von der Gräfin von Kanow unterstützt wurde, so konnte die Sache doch nicht lange

ein Geheimniß bleiben. Wie es aber sehr oft in solchen Dingen geht, daß die nächsten Angehörigen zuletzt erfahren, was mit einem der Ihrigen geschieht und was über diesen in weiteren Kreisen gesprochen wird, so war es auch hier der Fall. Der General erhielt erst Kunde von dem, was sich der Hof erzählte, als das Gerücht schon dem Monarchen zu Ohren gekommen war, und zwar war es dieser, von dem Carolinens Vater auf die Sache aufmerksam gemacht wurde.

Es war am Morgen nach einem glänzenden Hoffeste, als der General mit ernster Miene in das Zimmer seiner Tochter trat.

Caroline saß in einem reizenden Morgenanzuge auf dem Divan. Sie hielt ein Buch in der Hand, aber augenscheinlich waren ihre Gedanken mit anderen Dingen, als dem Inhalt des Buchs beschäftigt. Die Blässe ihrer Wangen verrieth Ermüdung, denn erst spät war man nach Hause zurückgekehrt, aber der ernste sinnende Ausdruck ihres Gesichts, das Feuer, das aus ihren Augen leuchtete, sprachen für die Wichtigkeit der Dinge, mit denen sie im Geiste zu thun hatte.

Bei dem Eintritte ihres Vaters blickte sie flüchtig grüßend verwundert auf, denn das Erscheinen des Generals zu so ungewohnter Stunde sagte ihr, daß nichts Geringes die Veranlassung zu einem so frühen Besuch gegeben habe.

Der General ging auf die Tochter zu, reichte ihr die Hand und sprach mit einem kurzen Blick auf das im Zimmer anwesende Kammermädchen:

„Ich habe Dir etwas mitzutheilen, mein Kind."

Das Mädchen entfernte sich.

„Das klingt ja recht feierlich und ernst, mein Vater," sagte Caroline mit halb erzwungenem Lächeln.

„Es ist auch eine ernste Sache, die mich zu Dir führt... Caroline, Du gehst einen gefährlichen Weg, Du schreitest an einem Abgrund hin, als wie auf einer ebenen sicheren Straße..."

„Ich verstehe Dich nicht," erwiderte Caroline

kalt, doch die flüchtige Röthe auf ihren Wangen zeugte für das Gegentheil von dem, was sie sprach.

„Du hast Dich, verleitet durch die Lebhaftigkeit Deines Geistes, der nicht ohne Beschäftigung sein kann, in ein Getriebe eingelassen, bei dem man sich sehr leicht in den selbst gesponnenen Fäden unlösbar verwickeln kann; Du hast Dich einer Partei angeschlossen, die nur selbstsüchtige Zwecke verfolgt, die mir wie allen Gutgesinnten und Redlichen, ja selbst der königlichen Macht feindlich gegenübersteht."

„Du irrst, mein Vater...... wenn ich auch ein wenig Vergnügen und Unterhaltung an jenen kleinen Intriguen des Hofes und der Gesellschaft fand, ohne die das Leben in unserer Sphäre schal und unerquicklich sein würde, so weiß ich doch nichts von staatsgefährlichen Conspirationen und dergleichen."

„Es handelt sich hier nicht um kleine Spielereien oder Klatschereien, bei denen ich beiläufig meine Tochter ebenfalls nicht betheiligt zu sehen wünschte — ich kenne die Gräfin von Kanow, ich weiß, was diese Frau im Schilde führt.... Schon einmal sprach sich der Unwille des Landes gegen sie offen aus, und es waren nicht allein die Stimmen der Demokraten und der falschen Volksbeglücker, die sich gegen ihr Treiben und ihren Einfluß erhoben, auch die, welche treu dem Königshause und der bestehenden Ordnung anhängen, hassen und verabscheuen sie... Doch Du, die intime Freundin jener gefährlichen Frau, wirst noch besser unterrichtet sein, was in ihrem Hause vorgeht und welcher Art die Menschen sind, die dort verkehren...."

„Es sind Herren und Damen aus den edelsten Geschlechtern des Königreichs, hohe und allgemein verehrte geistliche Herren, Gelehrte, Künstler, selbst..."

„Selbst ein königlicher Prinz," nahm der General die Rede auf, als Caroline stockte, und richtete zugleich einen scharfen und durchdringenden Blick auf die Tochter, welche denselben nicht auszuhalten vermochte und schweigend die Augen niederschlug.

„Du kommst von selbst auf das Thema, das mir

für Dich das wichtigste scheint," fuhr der General ruhig fort. „Leider mußte ich erst jetzt erfahren, was schon seit Wochen in allen Kreisen des Hofes und der Gesellschaft böse Zungen und gedankenlose Menschen sich zuflüstern..."

„Halte ein, Vater," rief Caroline sich stolz aufrichtend mit festem Tone, und ihre Augen sprühten ein unheimliches Feuer, „halte ein ... wer wagt es, mit grundlosen Verleumdungen meiner Ehre zu nahe zu treten...?"

„Wie ich Dir bereits sagte: der Hof, die Gesellschaft, vielleicht auch bald die Stadt ...!"

„Und der General von Marsenburg duldet einen solchen Schimpf ...?"

„Eben weil ich ihn nicht dulde, weil ich jeden Schein von Veranlassung zu solchem Gerede vernichten will, bin ich zu Dir gekommen ...!"

„Es gibt nicht einmal einen solchen Schein, noch weniger eine wirkliche Veranlassung zu dem verleumderischen Geschwätz ..."

„Lüge nicht ... Du hast nicht allein den Schein gegen Dich, auch Thatsachen sind vorhanden ...!"

„Das ist zu viel," rief Caroline in großer Erregung aufspringend, „wer hat es gewagt, Dir solche freche Lügen aufzubinden...!"

„Mäßige Dich," sagte der General mit dem Tone unbeugsamer Entschiedenheit, „Se. Majestät der König selbst hat mir die Augen geöffnet und ich hoffe noch rechtzeitig genug, um dem Unglück begegnen zu können, in das Du Dich stürzen willst!"

Caroline blieb wie niedergedonnert durch die Worte des Vaters starr vor Bestürzung stehen.

„Se. Majestät warnte mich als Freund, gab mir aber auch seine allerhöchste Unzufriedenheit mit diesem Handel zu erkennen ..."

„Auch ein König kann getäuscht werden und sich selbst täuschen ..."

„In diesem Falle findet leider keines von beiden statt ... Du kannst es nicht läugnen, daß Prinz Richard

seit einiger Zeit Dich auffallend vor allen anderen jungen Damen des Hofes ausgezeichnet ...“

„Kann ich dem Prinzen es wehren, wenn er als geistreicher Mann eine interessantere Unterhaltung alltäglichem Geschwätz vorzieht?“

Der General ergriff Carolinens Hand, ging mit der Tochter zum Divan zurück und zog sie, selbst sich setzend, an seine Seite.

„Mein Kind,“ sprach er in mildem Tone, „ich komme ja nicht, um mit Dir zu schelten, ich spreche als ein Vater zu Dir, der Dich liebt, aber eben deshalb auch die geliebte Tochter warnen muß, wenn ihr Herz sie irre zu führen droht ... Caroline, sage mir es offen: wie stehst Du mit dem Prinzen? liebst Du ihn wirklich, hat er sich Dir erklärt, Dir irgend welche Hoffnung gemacht?“

„Ich versichere Dich, mein Vater, es ist von dergleichen Dingen zwischen Sr. königl. Hoheit und mir nie die Rede gewesen ... doch daß er mich liebt, davon habe ich Beweise, daß er, den keine Legitimitätsrücksichten binden, gegen mich als Mann von Ehre und Gewissen handeln wird, davon bin ich überzeugt ...“

„Auch ich glaube an die Redlichkeit seiner Gesinnung, allein er ist in dieser Beziehung nicht so vollkommen Herr über seinen Willen, wie Du es wähnst; er ist allerdings durch die Gesetze seines Hauses gebunden, er hat gegen dieses und den Staat Pflichten zu erfüllen ... und meinst Du, ich werde es zugeben, daß irgend Jemand, und sei er ein königlicher Prinz, mit meiner Tochter eine Liebelei so gewissermaßen zum Zeitvertreib anknüpfe ...?“

„Du verkennst den Prinzen ...“

„Nein, ich kenne ihn nur zu genau ... Er ist ein liebenswürdiger und galanter Mann, der den Umgang mit geistreichen Frauen liebt, allein ich bin auch dessen gewiß, daß es nur die gewöhnliche Galanterie gewesen ist, die man jeder Dame schuldig ist, was er Dir erwiesen, daß nur das Interesse an Deiner Unterhaltung ihn vermochte, Dich auszeichnen, daß er nicht weiter

gedacht hat ... ich ertrage den Gedanken nicht, es könnte anders sein ...! Ich hätte nicht geglaubt, daß meine kluge und stolze Tochter in dieser Beziehung dem Schicksale der Alltagsfrauen verfallen würde, die in jeder Artigkeit von Seiten eines Mannes eine Liebeserklärung sehen ...!"

Bis ins Innerste beschämt, aber auch zugleich entrüstet über des Vaters Worte saß Caroline neben diesem keines Wortes mächtig.

„Sagen muß ich Dir aber", fuhr der General fort, „daß eine Verwirklichung Deiner thörichten Wünsche — wäre überhaupt eine solche möglich — die Pläne Sr. Majestät betreffs des Prinzen durchkreuzen würde, daß schon das umlaufende Gerede dem Könige im höchsten Grade verdrießlich ist, denn es ist bereits über des Prinzen Zukunft in dieser Beziehung verfügt: er wird sich mit der Prinzessin eines anderen mächtigen Königshauses verbinden und diese Heirath wird unserem Lande sehr erhebliche Vortheile bringen; sie ist demnach eine unabweisbare Nothwendigkeit, auch sind die Einleitungen dazu schon soweit vorgeschritten, daß von keiner Seite ein Rücktritt mehr möglich ist."

„Also wieder einmal ein Geschäft, bei dem das Glück zweier, vielleicht auch noch mehrerer Menschen der Kaufschilling ist ..."

„Mein Kind, nicht um ein Geringes hat Gott die Großen dieser Erde auf ihre Höhe gestellt. Die Herrlichkeit und der Glanz, welche die Fürsten umgeben, die in ihre Hände gegebene Macht — das Alles legt ihnen auch schwere Pflichten auf, verlangt große Opfer. Wie das Volk im Schweiße des Angesichts sich die moralische Berechtigung zum Dasein erringen, wie der Bürger sein Theuerstes, seine Söhne, dem Tode auf dem Schlachtfelde entgegen schicken muß, wenn es gilt, das Vaterland und das Recht des angestammten Königs zu schützen, so muß auch der Fürst dem Allgemeinen dienen, für das Wohl von Tausenden die schwersten Opfer bringen. Das ist das ewige und unwandelbare Gesetz, auf dem jeder civilisirte Staat beruht. Am

schwersten lastet dieses Gesetz allerdings auf den Extremen der menschlichen Gesellschaft: auf dem Fürsten und auf dem armen Manne — wohl dem, der in der Mitte zwischen beiden steht, er ist allein der wirklich freie Mensch, er ist es um so mehr, er ist um so glücklicher, je weiter er von den beiden Endpunkten, von der höchsten Höhe und der tiefsten Tiefe, entfernt ist, und die größte Thorheit ist es, wenn der also vom Schicksal begünstigte über seine Sphäre hinausstrebt und da ein Glück sucht, wo für ihn keins zu finden ist. Nenne Du es also ein Geschäft, einen Handel, oder wie Du sonst willst, wenn ein Fürst seine Herzensneigung dem allgemeinen Wohle opfert — er thut damit nur seine Pflicht und er ist deshalb zu loben; er wäre streng zu tadeln, wenn er anders handelte, ebenso wie der Soldat, der einen ihm anvertrauten Posten verlassen wollte... Aber Du wirst es nun auch in der Ordnung finden, daß ich nach dem Vorgefallenen Dich den Kreisen, mit denen Du bisher verkehrt hast, und überhaupt dem Hofe für einige Zeit entziehe..."

„Wie, sehe das nicht einem Rückzug, einem Zugeständnisse von der Wahrheit des Geredes ähnlich?" rief Caroline sichtlich betroffen.

„Durchaus nicht, da jetzt die beste Gelegenheit gegeben ist ohne Aufsehen den Platz zu räumen. Es ist jetzt die Zeit der Badereisen. Ich habe schon längst eine solche beschlossen, die mir nach dem, nunmehr zweijährigen Leben am Hofe sogar eine Nothwendigkeit geworden. Oft bereits habe ich mit meinen Freunden und Bekannten davon gesprochen. Wir werden also für einige Monate unseren Aufenthalt in Wiesbaden nehmen — auch Du wirst dort Zerstreuung genug finden, welche Dich das hier Vorgefallene leicht wird vergessen lassen; kehren wir zum Herbst zurück, wird sich Vieles und hoffentlich auch Deine jetzige Stimmung geändert haben...!"

VI.

Wenige Wochen nach dem ernsten Gespräch mit Carolinen finden wir den General von Marsenburg mit den Seinigen und dem alten Georg in Wiesbaden wieder.

Er hatte ein hübsch eingerichtetes Haus bezogen, das an dem von dem Mittelpuncte des lebhaften Treibens der Fremden ziemlich entfernten Ende der Stadt lag. Von hier aus hatte man eine reizende Aussicht über die Felder und Wiesen, welche unmittelbar an die waldigen Vorsprünge des Taunusgebirges grenzen. Absichtlich hatte der General diese abgelegene Wohnung gewählt. Es lag ihm vorzugsweise an einem ruhigen, durch die große Frequenz des berühmten Badeortes weniger gestörten Aufenthalt, wenn er auch nicht die Absicht hatte, sich gänzlich von der Gesellschaft und deren Vergnügungen abzuschließen.

Bald nach der Ankunft des Generals in Wiesbaden hatte sich aber die Elite der Badegäste um ihn und seine Tochter versammelt. Sein berühmter Name, sein Rang, sein Reichthum verhinderten ihn, so unbemerkt und unbelästigt zu bleiben, wie er es gewünscht hatte, auch wäre ein ruhiger Aufenthalt ohne rauschende Zerstreuungen nicht nach Carolinens Sinn gewesen, für die das großartige, luxuriöse und zugleich ungebundene Leben, das hier herrschte, einen unwiderstehlichen Reiz hatte.

Sie war auch hier umringt von ihr huldigenden Verehrern. Bei allen von den vornehmsten der Badegäste gemeinschaftlich veranstalteten Partien in die reizende Umgebung, auf den Bällen und in den zahlreichen Concerten berühmter Künstler, im Theater, auf der Promenade war sie die am meisten bewunderte und gefeierte Dame aus der aristokratischen Gesellschaft. Sie fand in diesem bunten Treiben nicht weniger als bisher in der heimathlichen Residenz und an dem Königshofe Gelegenheit, ihren Geist und ihren stets treffenden Witz geltend zu machen, ihrer Neigung zu Coquetterie freien

Lauf zu lassen. Unendliches Vergnügen bereitete es ihr, die Herzen und Sinne der jungen Männer, wie der alten Gecken zu entflammen und Alle als ihr Spielzeug zu gebrauchen, sie zu nasführen und sich über sie lustig zu machen. Sie wußte sich dabei so geschickt zu nehmen, daß ein Jeder glaubte, er sei der Begünstigte, während es in der That keinen Einzigen gab, der es wirklich war. . . . . .

Wenn der General darauf gerechnet hatte, daß das Leben in dem stark besuchten Badeorte seine Tochter zerstreuen, ihr den Herzenskummer, den sie über das Scheitern gewisser Hoffnungen empfinden mußte, wenn auch nicht auf einmal tilgen, aber doch leichter ertragen lassen würde, so hatte er sich hierin nicht getäuscht, wie er bald wahrnehmen konnte. Es war ihr selbst angenehm gewesen, eine Zeit lang vom Hofe und der Residenz entfernt zu leben; ihre bisherige Stellung würde sie doch sofort nach der Rückkehr von dem Sommerausflug wieder einnehmen, ebenso wollte sie auch nach wie vor ein thätiges und wichtiges Mitglied der Camarilla bleiben, und was die Gefühle betraf, welche sie empfand, als ihr gewisse stolze Hoffnungen schwanden, so waren dieselben nur Aerger und Verdruß darüber, daß ihr etwas fehlgeschlagen, daß sie sich verrechnet hatte — von etwas Anderem konnte bei ihr nicht die Rede sein: sie hatte sogar fast lächeln müssen, als der Vater in jener ernsten Stunde ihr Trost spendend von Kummer, Gram im Herzen und dergleichen gesprochen. Ihr jetziges Leben war ihr wie eine Zerstreuung, eine Erholung von anstrengender Beschäftigung und bot ihr zugleich doch die reichste Gelegenheit, ebenso ihrem Stolze, als ihrer Genußsucht genug zu thun. So schön, so angenehm und anregend hatte sie selbst nicht sich den Aufenthalt in Wiesbaden vorgestellt.

Wie aber auch das stolzeste und kälteste Herz auf die Länge nicht ungestraft mit den gefährlichen Waffen der Coquetterie spielen darf, wie sich endlich stets die Verhöhnung der sanften Regungen des menschlichen Herzens empfindlich rächt und bei jeder Sterblichen sich

die weibliche Natur geltend macht, so geschah das auch endlich bei Carolinen.

Unter der Schaar der sie umschwärmenden Herren war auch ein junger französischer Edelmann, Chevalier de Marle. Es war derselbe kurze Zeit nach des Generals Eintreffen in Wiesbaden dort erschienen und mit so großem äußeren Glanze aufgetreten, daß er schnell in den exclusivsten Kreisen der vornehmen Welt, welche sich aus allen Ländern hier zusammengefunden hatte, Aufnahme fand und seines Reichthums, wie seines liebenswürdigen Wesens wegen auch allgemein beliebt und gesucht ward.

Auch dem General von Marsenburg hatte sich der Chevalier vorstellen lassen und obgleich jener als entschiedener Patriot und Soldat von 1813 eine nicht geringe Abneigung gegen die Franzosen hegte, so hatte er doch als Mann von Welt und Bildung den fremden Herrn sehr freundlich und zuvorkommend aufgenommen, umsomehr, da Chevalier de Marle als Officier bei den Kämpfen in Algier sich ausgezeichnet und das Kreuz der Ehrenlegion sich verdient hatte. Es wurde dem gewandten Franzosen selbst nicht allzuschwer, bis zu einem gewissen Grade sich das Wohlwollen des alten Herrn zu gewinnen; er wußte diesen geschickt bei der Lieblingsneigung, der Vorliebe für den Kriegerstand, zu fassen. Seine ins Einzelne gegebenen Schilderungen der afrikanischen Kriegszüge mußten für einen Militair, der selbst so viel erlebt hatte, von großem Interesse sein. Der General schätzte militairisches Talent und persönliche Tapferkeit sehr hoch, auch selbst am Feinde waren ihm diese Tugenden stets lieb und werth gewesen, wie er oft in seiner langen kriegerischen Laufbahn, bei den Schlachten, denen er beigewohnt, in seinem Benehmen gegen den überwundenen oder gefangenen Gegner durch die That bewiesen hatte.

Chevalier de Marle war ein gewandter liebenswürdiger Mann, dessen glänzende persönliche Eigenschaften durch einen Anflug von soldatischer Treuherzigkeit und Ritterlichkeit in seinem Benehmen einen erhöhten Nim-

bus erhielten. Dabei besaß er ein vortheilhaftes Aeußere: sein schlanker Wuchs, seine feinen, scharf geschnittenen Gesichtszüge, sein lebhaftes dunkles Auge, sein schwarzes lockiges Haar gaben ihm den vollgiltigsten Anspruch auf die Bezeichnung eines schönen Mannes.

Er war täglich in dem Hause des Generals und hier wußte er durch allerlei kleine Artigkeiten und durch seine feine Tournure sich bald unentbehrlich und beliebt zu machen. Nur bei dem alten Georg waren seine Bemühungen vergeblich, und so oft er auch diesen mit „mon camarade“ und dergleichen Schmeichelworten begrüßte, so war und blieb der Alte doch stets mürrisch und verschlossen gegen ihn und betrachtete den fremden Herrn mit scheelen, mißtrauischen Blicken. Es war, als fühle dieser alte treuherzige Mann eine ganz besondere Antipathie gegen den Chevalier, als traue er ihm nicht, und zwar nicht allein, weil jener ein Franzose war. Seinem Herrn gegenüber sagte er nichts mehr über den neuen Freund des Hauses, denn als er einmal, gestützt auf das vertraute Verhältniß, das zwischen ihm und dem General bestand, verschiedene Bedenken geäußert, hatte ihn dieser lachend einen alten Narren genannt, der überall Gespenster sähe und in jedem Menschen, der nicht ganz nach seinem eigenen Sinn wäre, womöglich einen Spitzbuben oder Verbrecher wittere.

So sehr der Chevalier in allen Cirkeln gesucht war, so sehr er namentlich von den Damen als galanter Mann gern gesehen war, so galten doch seine Aufmerksamkeiten vor allen anderen Damen der Baronesse Caroline.

Anfänglich nahm diese nach ihrer Weise die Huldigungen des liebenswürdigen Franzosen als einen ihr schuldigen Tribut auf; nicht lange jedoch währte es, so fühlte sie, daß er der erste Mann sei, der ihr selbst imponirte, dem gegenüber sie etwas Anderes empfand, als Wohlgefallen an coquetter Tändelei.

Gewohnt, sich von Allem, was sie dachte und fühlte, von jedem Eindruck und jedem ihrer Seelenzustände Rechenschaft zu geben, erstaunte sie fast über sich

selbst, als sie über das Gefühl, das sie bei dem Gedanken an den Chevalier beschlich, nachdachte. Das war nicht mehr der kalt berechnende Ehrgeiz, der sie zur Ausführung kühner Pläne angetrieben hatte, als sie nach einer Verbindung mit Prinz Richard strebte, es war nicht mehr die geschmeichelte Eitelkeit, welche ihr die Galanterien des Chevalier angenehm machten, nicht mehr die Freude daran, daß sie vor anderen Frauen den Vorzug erhielt ... sie kannte sich selbst nicht mehr, das wohlgeordnete System ihrer Entwürfe, ihre ganze kluge Berechnung war in Verwirrung gerathen. Zum erstenmale fühlte sie, daß auch das Herz des Menschen sein Recht habe.

Einem so klugen und erfahrenen Weltmanne, wie der Chevalier war, konnte das, was in Carolinens Seele vorging, nicht lange ein Geheimniß bleiben. Er unterließ es nicht, den glimmenden Funken zur Flamme anzufachen. Es entwickelte sich bei Carolinen eine Gluth der Leidenschaft, der man sie bei ihrer Sinnesart und bisherigen Gemüthsstimmung nicht für fähig hätte halten sollen.

So geschickt Caroline sonst gewesen war, ihre innersten Wünsche und Gedanken so lange in sich zu verschließen, bis sie bestimmt wußte, daß der geeignete Zeitpunkt gekommen war, mit ihnen hervorzutreten, so hatte sie diesmal doch das ruhige Gleichgewicht in ihrem äußeren Benehmen verlassen.

Sie war seit einiger Zeit in einer ganz besonders heiteren Stimmung, die zuweilen selbst einen Anflug von einem ihr sonst fremden Wohlwollen gegen ihre Umgebung erhielt; oft auch konnte ein schärferer Beobachter eine gewisse, mit ihrem eigentlichen Charakter wenig im Einklang stehende Sentimentalität an ihr bemerken; eine Art von Unruhe zeigte sie, wenn der Chevalier einmal etwas länger als gewöhnlich auf sich warten ließ, während sie bei seinem Erscheinen, trotz alles Aufwandes von Selbstbeherrschung doch den Ausdruck freudiger Erregung von ihrem Angesicht nicht bannen konnte.

Dem General entging das Alles nicht. So sehr er auch wohl Ursache haben konnte, sich darüber zu freuen, daß endlich das Eis des bisher kalten und verschlossenen Herzens der Tochter geschmolzen war, so blickte er doch nicht ohne Besorgniß auf die zunehmende Leidenschaft für den Chevalier. War es schon nicht ganz nach seinem Sinn, daß sein künftiger Eidam ein Fremder sei, einer Nation angehöre, die er nicht liebte, so mußte ihm die Sache gerade jetzt um so unangenehmer sein, als er andere Pläne mit der Tochter vorhatte, welche in nächster Zeit zur Reife gelangen sollten.

Kurz vor seiner Abreise von der Residenz hatte ein alter Freund aus den Kriegsjahren dem General ganz im Vertrauen mitgetheilt, daß es doch sehr schön und wünschenswerth sei, wenn die beiden alten Kampfgenossen auch durch verwandtschaftliche Bande mit einander verknüpft wären, daß das sehr leicht zu erreichen sei, da sein Sohn schon längst eine starke Neigung für Caroline gefaßt und ihm, dem Vater, versichert habe, daß diese ihn nicht ungern gesehen. Der General wußte, daß der Sohn seines Freundes ein wackerer junger Mann war, der bereits im Staatsdienst sich ausgezeichnet und also auch eine schöne Laufbahn vor sich hatte. Mit Freuden war er auf den Plan eingegangen; da er aber glaubte, er dürfe jetzt, wo eben erst eine aufkeimende Liebe seiner Tochter hatte zerstört werden müssen, nicht sofort in diese dringen, einem anderen Manne die Hand zu reichen, so vertröstete er den Freund und dessen Sohn auf die Zeit der Rückkehr von Wiesbaden. Er wollte Carolinen erst vorbereiten, vor Allem aber sie erst die Vereitelung ihrer eigenen Hoffnungen überwinden, den Schlag, den seiner Meinung nach ihr Herz erhalten haben mußte, verschmerzen lassen.

Nicht sehr angenehm ward er aber berührt, als er sah, wie schnell sich Caroline getröstet, wie sie eine augenscheinlich sehr heftige Neigung gefaßt hatte, welche die Verwirklichung seines Lieblingsplanes vollständig zur Unmöglichkeit machen mußte.

Ueber Alles das hätte er sich aber am Ende als

gütiger und nachsichtsvoller Vater hinweggesetzt, wenn er in einer Verbindung seiner Tochter mit dem Chevalier ein wirkliches Glück für jene hätte sehen können.

Seit einiger Zeit war jedoch in ihm ein gewisses Mißtrauen gegen den französischen Herrn erwacht.

Der General war ein zu scharfer Beobachter und guter Menschenkenner, als daß er auf die Länge durch die äußeren Vorzüge des Franzosen sich hätte blenden lassen können, als daß er diesen nicht nach und nach in manchen Dingen hätte durchschauen müssen.

Es kamen verschiedene Umstände zusammen, welche die von dem General kurze Zeit in Wirklichkeit gehegte Zuneigung für den Chevalier bedeutend abkühlten.

Selbst der entschiedenste Feind und Verächter aller Großsprecherei, erkannte er diese, auch wenn sie auf die geschickteste Art an den Mann gebracht wurde, und der Chevalier war von diesem Fehler keineswegs frei. Sehr auffallend mußte es aber dem General sein, daß — wie er zu bemerken glaubte — der Chevalier wenig Verkehr mit den in Wiesbaden anwesenden französischen Familien hatte, daß er nur mit einigen einzelnen jungen Leuten aus Paris näher bekannt zu sein, dagegen das Zusammentreffen mit mehreren erst vor Kurzem in Wiesbaden angekommenen französischen Officieren mit dem Aufwand seiner ganzen Schlauheit und Geschmeidigkeit zu vermeiden schien.

Directe Schritte konnte der besorgte Vater natürlich bei seiner Tochter gegen den Chevalier nicht thun; diese würden nur zu dem Gegentheil ihres Zwecks geführt haben, da bis jetzt keine Thatsachen vorlagen, die als Beweise gegen den französischen Freund des Hauses hätten dienen können — aber es ward der fremde Herr auf das Schärfste beobachtet, ohne daß dieser in der Sorglosigkeit das bemerkte, der er sich in dem Bewußtsein vermeinter Ueberlegenheit und seiner Siegesgewißheit in manchen Stücken hingab.

Letztere war nun allerdings nicht unbegründet, denn was der Chevalier zu erreichen gestrebt hatte, war schon so gut wie erreicht. Es war bereits zu einer ge=

genseitigen Erklärung zwischen ihm und Carolinen gekommen; trotz der Wachsamkeit des Vaters hatte sich dazu Gelegenheit gefunden — und nun galt es nur noch, bei diesem offen als Bewerber um die Hand der Baronesse aufzutreten.

An dem Erfolg des dem General zu machenden Antrags zweifelten weder der Chevalier, noch Caroline selbst. Ersterer war der Liebe Carolinens und also auch dessen gewiß, daß sie selbst dem Vater gegenüber auf ihrem Willen bestehen würde, wenn von dieser Seite her ein seiner Meinung nach kaum zu erwartender Widerstand sich zeigen sollte; Caroline aber wußte, daß einem Manne von so guter Familie, von Verdienst und von großem Reichthum, wie es ihr Geliebter war, ihre Hand zu verweigern kein Grund vorlag, daß überhaupt an irgendwelches Hinderniß bei der ihr wohlbekannten Güte und Milde des Vaters gar nicht zu denken sei. Sie war schon entzückt von dem Gedanken an eine glänzende Zukunft, an das Leben in den aristokratischen Kreisen der französischen Hauptstadt, an die Rolle, welche sie, die geistreiche, hochgeborene und von der Fülle des Reichthums umgebene Dame dort spielen würde.

Man wollte auch nicht länger zögern, die vollständige Gewißheit zukünftigen Glückes zu erlangen, und deshalb ward beschlossen, daß schon am nächsten Tage der Chevalier de Marle dem Vater Carolinens die nöthigen Erklärungen machen und in aller Form um die Hand der Baroneß von Marsenburg anhalten solle.

VII.

So gewiß nun auch Caroline ihres Glücks war, so hatte sich ihrer doch eine ihr bisher unbekannt gewesene Unruhe bemächtigt.

In großer Aufregung war sie vom dem Ball, welcher dem Chevalier Gelegenheit sich zu erklären gegeben hatte, nach Hause zurückgekehrt. Wider ihre Gewohnheit war sie freundlich und mild gegen das sie bedienende Kammermädchen gewesen; selbst der alte Georg, dem sie sonst nicht sonderlich gewogen war, hatte einen wohlwollenden Abendgruß erhalten.

Mit klopfendem Herzen war sie schlafen gegangen, allein der Schlaf floh sie in dieser Nacht; ihr Blut war in Wallung; sie malte sich im Geist den nächsten Tag mit allen seinen Freuden aus. Für den Nachmittag desselben war eine Partie nach der „Platte", jenem reizend gelegenen herzoglichen Jagdschloß, verabredet worden — als die erklärte Braut des Chevaliers sollte sie bei dieser Partie erscheinen, die also zugleich ihre Verlobungsfeier sein würde. Sie wußte, daß auch mehrere andere der vornehmsten zur Zeit in Wiesbaden weilenden Familien morgen auf jenem Jagdschlosse sein würden — es war also die beste Gelegenheit gegeben, ihrem Stolze und ihrer Eitelkeit genug zu thun und sich an dem Aerger der alten und jungen Damen zu erfreuen, welche, wie sie zu wissen glaubte, sie längst darum beneidet hatten, daß der liebenswürdige französische Herr ihr stets den Vorzug gegeben.

Während Caroline in dem Vorgenusse ihres Glücks eine ruhelose Nacht gehabt hatte, war der Schlummer des alten Herrn, der nicht ahnen konnte, was mit seiner Tochter vorging und was ihm selbst für den nächsten Morgen bevorstand, ein sanfter und erquickender gewesen.

Bald nach Sonnenaufgang war er aufgestanden, um das ihm vom Arzte verordnete Bad zu nehmen.

Dann hatte er sich, wie er das täglich während seiner Cur zu thun pflegte, einer kurzen Morgenruhe überlassen.

Als diese beendet und er mit dem ihm stets sehr unangenehmen Geschäft des Ankleidens fertig war, mußte ihm Georg das Frühstück und die Zeitungen bringen, und bald war er in die Lectüre der Blätter vertieft. Es war ihm nicht verdrießlich, daß er von Elisabeth im besten Lesen gestört wurde, als diese rasch ins Zimmer trat, auf den Vater zuhüpfte und ihm mit einem herzlichen Kuß einen guten Morgen bot. Er legte das Zeitungsblatt aus der Hand, nahm die Cigarre aus dem Munde, setzte dann das Kind auf seinen Schoß und betrachtete es mit dem Ausdruck innigen Wohlgefallens, lächelnd auf das Geplauder der Kleinen hörend.

Endlich aber erinnerte sich Elisabeth selbst daran, daß die Gouvernante auf sie warten möchte; sie schlang daher noch einmal ihre Aermchen um den Nacken des Vaters, der sie an sich drückte und küßte, und verließ, wie ein Füllen lustig springend, das Zimmer.

Einige Augenblicke lang blickte der General in Gedanken versunken vor sich hin, sein Auge war von inniger Rührung verklärt, ein leichter Seufzer drang aus seiner Brust; endlich ergriff er das Blatt, um die unterbrochene Lectüre wieder aufzunehmen.

Aber es schien, als sollten ihm an diesem Vormittag die politischen und anderen Neuigkeiten verschlossen bleiben, denn kaum hatte er ein Viertelstündchen gelesen, als Georg eintrat und zwei fremde Herren meldete, welche ihre Aufwartung zu machen wünschten.

Es müßten diese Herren französische Soldaten sein, meinte Georg, indem er dem General in gewohnter militairischer Haltung die Meldung machte, denn dergleichen Gesichter seien ihm von früher her noch sehr gut im Gedächtniß, auch sprächen die Fremden ein schauderhaftes Deutsch, er habe ihnen daher ein Gesicht von anno 1813 gezogen, ein solches, wie auch der Herr Chevalier stets von ihm zu sehen bekomme, und die größte Lust gehabt, die Fremden abzuweisen.

„Bist Du toll, alter Kerl!“ rief ihm lachend der General zu, „wir haben ja keinen Krieg mehr mit Frankreich ....“

„Ja, Gott sei's geklagt!“ warf Georg ein.

„Juckt Dir denn immer noch das alte Fell, hast Du an der Kugel von Belle Alliance noch nicht genug, die Dich halb lahm gemacht hat?“

„Daß den verfluchten Schuft Gott verdamme!“ rief Georg durch diese Worte ganz wild gemacht.

„Nun, nun, Alter, das darfst Du nicht sagen ... wie oft hast Du mir nicht schon versprochen, dergleichen Reden nicht zu führen! Unsere Feinde waren tapfere Männer und ganze Kerls ... wir brauchen uns ihrer wahrhaftig nicht zu schämen!“

„Na, mit schlechtem Gesindel hätte ich mich auch nicht so lange herumschlagen mögen!“

„Nun, siehst Du es ein, Alter, daß ich recht habe?“

„Wie immer, Excellenz!“

„Aber jetzt lasse die Herren nicht länger warten: rechts um, vorwärts marsch!“

„Sehr wohl, Excellenz,“ sagte Georg mit rauhem Bierbaß, indem er das commandirte Manöver trotz seines lahmen Fußes mit tadellosester Präcision ausführte.

Im Vorzimmer angekommen, sagte der alte Soldat und jetzige Kammerdiener zu den Fremden, ihnen die Thür von des Generals Zimmer öffnend:

„Bitte einzutreten, meine Herren!“ jedoch mit einer so bärbeißigen Stimme und mit einem so grimmigen Tone, als hätte er sagen wollen:

„Scheert Euch zum Teufel!“

Den beiden Herren, welche im Zimmer des Generals erschienen, sah man es — wie das auch Georg ganz richtig bemerkt hatte — trotz der eleganten bürgerlichen Kleidung sofort an, daß sie dem Kriegerstande angehörten.

Es waren Beide nicht allzugroße, aber schlank und kräftig gewachsene Gestalten; ihre Haltung war mili-

tairisch, zugleich aber auch leicht und elegant, wie überhaupt ihr Benehmen äußerst fein und abgeschliffen.

Der Eine, etwas kleiner von Wuchs, zeigte in der Gesichtsbildung vollständig die Eigenthümlichkeit der Bewohner des alten Herzogthums Burgund, die vielleicht aus der Mischung des romanischen Elements mit dem germanischen entstanden sein mag. Vorzugsweise scheint das die Vereinigung des schwarzen Haares mit einem großen tiefblauen Auge anzudeuten. Die Zusammenstellung dieser beiden Gegensätze bei einem Menschenhaupte hat einen ganz besonderen Reiz bei Männern wie bei Frauen, und obgleich sie im östlichen Frankreich keineswegs zu den Seltenheiten gehört, so gilt sie doch selbst dort für eine große Schönheit.

Einen besonders guten Eindruck machte das schwarze Haar und der brunette Teint im Verein mit dem dunkelblauen Auge bei diesem Herrn, da hier ein durchaus edler Gesichtsschnitt und die volle Blüthe jugendlich männlicher Kraft, wie der Ausdruck von Intelligenz und kühner Entschlossenheit, gepaart mit dem einer gewissen Milde und sogar Gutmüthigkeit damit zusammentrafen.

Der Andere der beiden Franzosen hatte offenbar seine Heimat in einem der den Pyrenäen am nächsten liegenden Departements. Seine dunkle, von der afrikanischen Sonne fast olivenfarbig gebrannte Hautfarbe, sein scharf markirtes hageres Gesicht mit etwas gebogener Nase, sein bläulich schwarzes Haar, sein feurig blitzendes großes schwarzes Auge verriethen eine nahe Verwandtschaft mit den südlichen Nachbarn der Franzosen.

Der General empfing die beiden Fremden mit würdevoller, wenn auch etwas zurückhaltender Artigkeit; als aber der von Person etwas Kleinere derselben sich als Vicomte Hector de Rochegune, Capitain beim zweiten Regiment der Spahi vorstellte, konnte man auf dem ehrwürdigen ernsten Antlitz des Generals plötzlich den Ausdruck der freudigsten Ueberraschung wahrnehmen.

„Mein Herr,“ rief der General in lebhaftem Tone, „sind Sie ein Verwandter oder gar ein Sohn des Lieutenant de Rochegune, der unter Napoleon bei den Che-

veauxlegers stand und bei Leipzig schwer verwundet und gefangen wurde . . .?"

„Und den Sie, mein General, vor den Mißhandlungen beutegieriger Kosaken beschützten und aus den Händen dieser Halbwilden befreiten, ihm vielleicht damit das Leben retteten . . .! ja dieser Lieutenant und spätere Escadronschef Rochegune ist mein Vater . . ."

„O, so seien Sie mir herzlich willkommen," rief der General hoch erfreut, beide Hände des jungen Officiers fassend und drückend; „wie geht es Ihrem würdigen Vater, er lebt doch noch?"

„Er lebt schon seit dem zweiten Pariser Frieden zurückgezogen von der Welt in dem Kreise seiner Familie auf unserem Stammschlosse in Burgund; er ist noch immer rüstig und tüchtig auf dem Platze und besorgt mit rastloser Thätigkeit seine landwirthschaftlichen Geschäfte. Nur seine alten, wenn auch ehrenvollen, aber doch recht schmerzhaften Wunden machen ihm zuweilen viel zu schaffen; besonders quält ihn bei jedem Witterungswechsel die Kugel, die ihm bei Leipzig in die Hüfte gefahren ist."

„Ja, ja, das war auch eine schlimme Wunde, ich kenne sie," erwiderte der General; „ich habe selbst sie ihm verbunden, bis der Feldscheer kam und einen besseren Verband anlegte, als ich aus meinem Hemde machen konnte!

„O mein Gott," rief der junge Mann, „ja so ist es, so hat es der Vater uns Kindern oft an den langen Winterabenden erzählt. Da sprach er stets mit Liebe und Begeisterung von dem hochherzigen deutschen Officier, der am letzten Tage jener blutigen Schlacht mit Gefahr des eigenen Lebens einen verwundeten und mißhandelten Feind seines Vaterlands und seines Königs rettete. Ich weiß ganz genau, wie es war. Unbekümmert um die Kugeln der französischen Jäger sprengte jener edle tapfere Mann unter die fliehenden Kosaken, mit seinem Säbel hieb er auf sie ein, so daß mehrere von ihnen mit blutigen Köpfen von ihren Pferden stürzten, zwischen denen sie den schwer Verwundeten gebun-

den mit sich fortschleppten. ... Der Vater erzählte uns auch, wie der edelmüthige Mann ihn auf sein Pferd gehoben, ihn an einen sichern Ort gebracht, ihn selbst verbunden und gepflegt, mit ihm, dem vollständig Ausgeplünderten, seine Baarschaft getheilt hatte .... und stets empfahl der Vater uns, den Namen und das Andenken dieses Mannes hochzuehren, ihn nie zu vergessen und wenn Einer oder der Andere von uns selbst einmal dem Feinde in der Schlacht gegenüber stehen sollte, nach seinem Beispiele als tapferer und zugleich hochherziger Soldat zu handeln .... und ich habe das nicht vergessen, als ich an den wilden, leider auch von unserer Seite oft genug mit Grausamkeit geführten Kämpfen in Afrika Theil nahm ... und jetzt komme ich hierher, höre Ihren Namen, mein General, und die Erinnerung an die schönen traulichen Winterabende meiner Kindheit trat mit ganzer Lebendigkeit vor meine Seele .... Ich wagte es, mich Ihnen vorzustellen, in der Hoffnung in Ihnen vielleicht den in unserer Familie so hoch geehrten Mann zu finden ... ich habe ihn gefunden und zwar ganz so, wie ich ihn mir stets gedacht habe ..!"

„Was ich an Ihrem Herrn Vater gethan, mein junger Freund, würden hundert Andere an meiner Stelle auch nicht unterlassen haben," nahm der General das Wort; „aber wen habe ich hier die Ehre, bei mir zu sehen?" fragte er ablenkend, indem er auf den Begleiter des Herrn von Rochegune deutete, der stumm und ernst, wie es seine Art war, doch nicht ohne Zeichen von wahrer Theilnahme und Rührung dieser Scene beigewohnt hatte.

„Verzeihung, daß ich über der Freude, Sie mein General, von Angesicht zu Angesicht zu sehen, es vergessen habe, Ihnen meinen Pylades, meinen treuesten und werthesten Freund vorzustellen," sagte der Capitain von Rochegune. „Es ist der Lieutenant Prosper Bertin von demselben Regiment, dem ich anzugehören die Ehre habe. In manchem heißen Treffen mit den Kabylen sind wir neben einander gestanden, haben manchen schweren Tag voll Strapazen unter der glühenden

Sonne Afrika's mit einander verlebt... Sie werden es am besten wissen, mein General, daß die Freundschaft, welche gemeinsame Gefahr und Entbehrung knüpfen, stets eine wahre und dauerhafte ist."

„Das ist wahr, mein junger Freund! Seien also auch Sie, Herr Lieutenant, mir als ein lieber und werther Gast hoch willkommen... die Freunde meiner Freunde sind auch stets die meinigen!" sagte der General zu dem ernsten, stillen Begleiter des stets heiteren und lebensfrohen Rochegune, jenem treuherzig die Hand drückend.

„Aber nun, Herr Capitain, müssen Sie mir mittheilen, wie es Ihrem Herrn Vater nach den verhängnißvollen Tagen von Leipzig ergangen ist, und dazu schlage ich Ihnen vor, an einer Landpartie theilzunehmen, die ich mit meiner Familie und einigen Bekannten für heute verabredet habe. Bei einer solchen Spazierfahrt und im Genusse der herrlichen Umgebung von Wiesbaden plaudert es sich am besten, und alle Eindrücke sind um so lebhafter, je anregender die äußeren Umstände sind, unter denen man sie empfängt. Auch wird ein Landsmann von Ihnen, einer Ihrer Cameraden aus Afrika, von der Partie sein, Herr Chevalier de Marle... Wenn Sie also nicht bereits für heute versagt sind..."

„Mit Vergnügen nehmen wir Ihre freundliche Einladung an; wo könnten wir uns wohler und glücklicher fühlen, als in Ihrer und der Ihrigen Gesellschaft," entgegnete Herr von Rochegune schnell und lebhaft und fuhr dann nachdenkend fort: „De Marle? ich habe einen Officier dieses Namens gekannt; erinnerst Du Dich seiner, Prosper? Er stand bei den Chasseurs d'Afrique, aber ich glaube gehört zu haben, daß er in einem Scharmützel gegen Abdel-Kader gefallen oder doch wenigstens schwer verwundet worden sei."

„Ja so ist es," nahm Lieutenant Bertin das Wort, der fast betroffen schien, als der General den Namen des Chevaliers genannt hatte. „Ja, er ist gefallen, ich weiß es bestimmt... doch es giebt ja jeden-

falls Mehrere dieses Namens und der dem Herrn General bekannte de Marle wird ein Bruder oder ein sonstiger Verwandter jenes braven Officiers sein."

Der General hörte aufmerksam auf das, was die fremden Herren sprachen, konnte aber für den Augenblick selbst nichts weiter dazu sagen, denn der alte Georg trat ein und meldete, daß das gnädige Fräulein Caroline ihre Toilette beendet habe und daß sie und die übrigen Herrschaften im Salon bereits warteten.

„Na Alter," rief ihm der General zu, „komm' einmal her... die Herrschaften und meine Tochter können warten... erst muß ich Dich mit den Herren hier bekannt machen und Dir, alter Kriegscameràd, sagen, welche Freude sie mir gemacht haben!"

„Zu Befehl, Excellenz," sagte Georg in militairischer Haltung vortretend und mit der rechten Hand salutirend, als habe er Helm oder Mütze auf seinem grauen Haupte, dabei aber ein so finsteres Gesicht schneidend, als sei er zum Train versetzt worden, und bei sich denkend:

„Die Freude wird wohl auch der Teufel in seiner Großmutter Küche gekocht haben, denn was kann von den Franzmännern Gutes kommen!"

„Er ist ein Original," erklärte lachend der General in französischer Sprache seinen Gästen die wenig liebenswürdige Art und Weise des Alten; „seine Uhr ist auf 1813 stehen geblieben, aber er war stets eine gute deutsche Seele, ein tapferer Soldat, und ist jetzt ein altes unentbehrliches Inventariumsstück meines Hauses, ein treuer Diener und mehr als das: ein mir werther Freund aus der alten Zeit."

„Zu Befehl, Excellenz, das bin ich," sprach Georg, der einige der französischen Worte, namentlich „soldat" „brave," „fidèl" und „ami" verstanden hatte; „ich laufe für Se. Excellenz, den Herrn General Baron von Marsenburg und seine Familie durch Feuer und Wasser und trage mein altes Fell zu Markte für meinen König... Kreuz-Himmel-Schock-Millionen-Donner-

wetter, wenn er nur einmal wieder tüchtig losschlagen wollte...!"

„Laß es gut sein, alter Murrkopf," unterbrach ihn der General; „jetzt geht es so bald noch nicht los, und Du und ich, wir würden auch nichts mehr ausfechten. Aber jetzt höre: erinnerst Du Dich noch des französischen Officiers, den wir nach der Leipziger Schlacht pflegten?"

„Zu Befehl Excellenz, schien ein braver Mann zu sein, wenn er auch ein Franzmann war," erwiderte etwas besänftigt der Alte.

„Nun, so sieh' Dir diesen Herrn hier an; er ist der Sohn jenes Officiers; er kommt, um uns zu besuchen, weil ihm sein Vater so viel von uns erzählt hat."

„Hm, das ist brav!" rief Georg, freundlicher werdend und fuhr fort, indem er sich an Herrn von Rochegune wendete: „Mit Verlaub, Herr, es freut mich, daß Sie sich unserer erinnert haben. Ich war auch dabei und habe Ihrem Herrn Vater mit beigestanden.... ja, ja, bei Leipzig war es kein Spaß, da gab es der blutigen Köpfe und zerschossenen Arme und Beine bei uns und bei Ihnen mehr als genug!"

Der General verdolmetschte den französischen Officieren Georgs Worte und Beide reichten dann dem alten Soldaten die Hände, der jedoch erst dann einschlug, nachdem er einen fragenden Blick auf seinen Herrn geworfen, der ihm winkte, die Freundlichkeit hübsch artig zu erwidern.

Man begab sich nun in den Salon, wo mehrere Herren und Damen, unter ihnen selbstverständlich der Chevalier, um Carolinen versammelt waren.

Der Herr des Hauses stellte seine neuen Freunde den Anwesenden vor. Er beobachtete dabei mit scharfem Blick den Chevalier, der jedoch, wie gewöhnlich, ganz unbefangen zu sein schien, sich rasch den beiden französischen Officieren näherte und sie als Landsleute und Cameraden begrüßte.

Auch Caroline — obwohl nicht wenig verstimmt darüber, daß die beabsichtigte Erklärung durch die Ankunft

der fremden Herren für den Augenblick unmöglich gemacht worden war — empfing diese mit aller Zuvorkommenheit und knüpfte, sich beherrschend und vollkommene äußere Unbefangenheit erringend, mit ihnen ein lebhaftes Gespräch an.

Der General aber trat, nachdem er die übrigen Gäste bewillkommnet hatte, mit den Worten zu seiner Tochter: „Da unsere Gesellschaft Zuwachs erhalten hat, so werden die drei bestellten Wagen nicht ausreichen; ich schlage deshalb vor, daß einige der Herren, und ich selbst natürlich auch, reiten, weil Pferde schneller zu beschaffen sind, als noch ein vierter Wagen. Meinen Sie nicht auch, meine Herren," wendete er sich zu den Franzosen, „wir vier Soldaten machen die Partie zu Pferde; ich selbst freue mich darauf, einmal wieder auf einem Gaul zu sitzen .. es ist mir leider seit lange nicht so wohl geworden."

Die Herren stimmten bei und auch der Chevalier mußte sich zu der Cavalcade entschließen, obgleich ihm aus mehr als einem Grunde das Fahren erwünschter gewesen wäre.

Der General, der an diesem Morgen ganz besonders heiter gestimmt war und sich so wohl und frisch fühlte, wie in seinen jungen Jahren, sorgte als guter Hauswirth schnell dafür, daß die vier Reitpferde bestellt wurden, dann kehrte er zu der Gesellschaft zurück, die sein guter Humor selbst mit anregte und lebendig machte.

Plötzlich aber sah er sich im Zimmer um, als vermisse er noch Jemanden.

„Wo steckt denn aber Elisabeth?" wendete er sich fragend an Carolinen.

„Sie ist in meinem Zimmer bei der Gouvernante," entgegnete Caroline; „sie hat noch ihre Arbeiten unter Aufsicht der Demoiselle zu machen."

„Warum nicht gar," sagte der General, Carolinen einen ernsten Blick zuwerfend „sie soll doch nicht etwa ausgeschlossen bleiben und an diesem schönen Tage mit der Gouvernante bei den Büchern zu Hause sitzen?"

„Ich glaubte nur .....“ meinte Caroline etwas verlegen.

„Ach was, das geht nicht! Ich werde sie selbst holen, und die Gouvernante soll auch mitfahren ... es ist ja Platz vollauf in den Wagen!“

Eilig verließ er den Salon, um sein Vorhaben auszuführen, auf dem Wege mit ärgerlichem Gesicht etwas wie von Lieblosigkeit und Hochmuth vor sich hin murmelnd. Er fand Elisabeth mit verweinten Augen in Gesellschaft der Gouvernante bei den Büchern.

Als er der Kleinen eröffnete, daß sie und ihre Lehrerin an der Spazierfahrt theilnehmen sollten, sprang Elisabeth freudig auf und rief den geliebten Vater umhalsend:

„Ach, Du bist so gut ..... ich danke Dir, lieber Papa!“

„Du armes gutes Kind sollst nicht zu Hause sitzen und weinen, wenn wir Alle uns an Gottes schöner Natur erfreuen!“ sagte er begütigend und sie liebkosend. „Aber nun geh' und wasche Dir die hübschen Augen mit kaltem Wasser, damit sie wieder hell und freundlich glänzen und man nicht sieht, daß Du geweint hast.“

Elisabeth beeilte sich den Rath des Vaters zu befolgen, der halblaut äußerte:

„Na warte, Du böse Sieben, mit Dir will ich ein ernstes Wort reden ...... beinahe hättest Du mir die gute Laune verdorben!“

„Ich kann und darf Ew. Excellenz nicht länger mehr verhehlen,“ nahm die Gouvernante das Wort, da sie des Generals halblaute Rede gehört hatte, „daß Fräulein Caroline nicht immer eine liebevolle Schwester ist ...“

„Sagen Sie lieber, daß sie es nie ist ..... doch wir sprechen noch darüber .... das muß anders werden, oder ...! Nun aber,“ fuhr er sich unterbrechend fort, „rüsten auch Sie sich zur Ausfahrt, liebes Fräulein .....“

„Gestatten mir, Excellenz, zu Hause zu bleiben,

Fräulein Caroline möchte es nicht gerne sehen, wenn ich . . ."

„Nein, nein," sagte rasch der General, „das wäre mir . . .! ob es Caroline gern sieht oder nicht, darauf kommt gar nichts an, denn i ch wünsche es, und ich will nicht, daß die Lehrerin meiner Tochter eine untergeordnete Rolle spiele. Sie gehören zur Gesellschaft, zur Familie, dürfen sich also auch von derselben nicht ausschließen . . . . . wenigstens ist das in meinem Hause so Gebrauch!"

Er verließ das Zimmer und kehrte zu seinen Gästen zurück.

Bald erschienen auch die Gouvernante und Elisabeth im Salon.

Die Wagen und die Reitpferde standen bereit und die ziemlich zahlreiche Gesellschaft machte sich auf den Weg.

VIII.

Man hatte ganz besonderes Glück mit der Partie nach der Platte.

Es war ein herrlicher sonniger Tag in der zweiten Hälfte des Juni, ohne drückende Hitze, da ein Gewitter am vorigen Abend die Luft gereinigt und abgekühlt, überhaupt die Natur erfrischt hatte. Es prangte diese in ihrem schönsten Schmuck. Die waldbedeckten Berge, die ausgedehnten Wiesen, die reizenden Anlagen und Gärten in der Stadt und deren nächster Umgebung zeigten das frischeste saftigste Grün, und über der ganzen so romantischen wie anmuthigen Gegend wölbte sich ein klarer, tiefblauer, auch nicht von dem leichtesten Dunst getrübter Himmel.

Als man über die Promenade und durch die Taunusstrasse gefahren war und die Stadt verlassen hatte, noch ehe man bis in die Nähe des lieblich gelegenen Wiesenbades gelangt war, sah man die schönen Berge vor sich liegen.

Mehrere der reizendsten Punkte der Umgebung konnte man von hieraus schon erblicken.

Die goldenen Kuppeln der griechischen Capelle strahlten von fern im Sonnenglanze gleich einem Zauberpalaste; der Tempel auf dem Neroberge erschien wie ein kleiner weißer Punkt; im Thale links erblickte man in der Ferne das schmucke Forsthaus.

Weiter hinauf in den Wald gelangend mußte langsam gefahren werden, da hier der Weg steil, übrigens auch — besonders nach einem starken Regen — ziemlich schlecht ist.

Die herrlichste Waldesfrische mit ihrem eigenthümlichen poetischen Duft umgab hier die muntere Gesellschaft, die ein schnelles Fahren in diesem schönen Hain wohl auch schwerlich gewünscht haben würde.

Die Herren zu Pferde waren den Wagen etwas voraus. Sie ritten zwei zu zwei — der General mit Herrn von Rochegune, der Chevalier mit dem Lieutenant Bertin.

Es ward namentlich von den Ersteren eine lebhafte Unterhaltung geführt, bei der jedoch der General ab und zu auch auf das Gespräch der beiden anderen Reiter hörte, so sehr auch die Erzählung Rochegune's sein Interesse in Anspruch nahm. Nur wenig konnte er von den Worten des zweiten Reiterpaares verstehen, doch schien es ihm, als wenn der bisher ziemlich schweigsam und ruhig gewesene Lieutenant Bertin lebendiger geworden sei und mit seinem kräftigen, etwas rauhen Baßorgan öfter die leicht flüssige, von Einem zu dem Andern springende und abschweifende Rede des Chevaliers unterbreche, um das anfängliche Thema der Unterhaltung wieder aufzunehmen.

Herr von Rochegune theilte dem General die Erlebnisse und Schicksale mit, die seinem Vater nach dem Sturze Napoleons begegneten.

Es hatte den verdienten Officier des Kaiserreichs dasselbe Loos unter der Herrschaft der Bourbonen getroffen, wie so viele andere seiner Waffenbrüder und Kriegsgefährten, die in der Liebe und Verehrung für

ihren berühmten Feldherrn und Kaiser sich selbst treu blieben und es daher vorzogen, die Armee lieber ganz zu verlassen, als nach einem thatenreichen Leben unter dem kaiserlichen Adler sich unter den Lilien in den engen Schranken des Garnisonsdienstes und des wohlfeilen Wachtparadeheldenthums zu bewegen, oder die Rollen glänzend uniformirter Comparsen an dem restaurirten Königshofe zu übernehmen.

„Die Zeiten waren vorüber, wo militairische Würden und Auszeichnungen in blutigen Schlachten errungen werden mußten, wo jeder Soldat den Marschallsstab im Tornister mit sich trug," sprach Herr von Rochegune; „unter den Bourbonen waren diese Dinge billiger zu erlangen. Es reichte hin, einen altadeligen Namen und gute Freunde, besonders aber gute Freundinnen zu haben, um ohne Pulverdampf und ohne sich einen Finger naß zu machen, auf dem Parquet der Salons und Antichambres General, Marschall und Herzog zu werden. Wenn nun die Bourbons auch glaubten, die Kräfte und Fähigkeiten der bonapartistischen Parvenues entbehren zu können, so hätte man doch wenigstens das Verdienst und die Treue der Krieger Napoleons ehren, ihnen ihre Würde, ihre Ehrenlegion lassen — die gewiß auch Ihnen, dem Gegner Napoleons, natürlich und gerechtfertigt erscheinende Anhänglichkeit der Franzosen an ihren unglücklichen großen Kaiser nicht ächten und verfolgen sollen!"

„Niemand kann mehr als wir, die wir jenen Kriegern so oft in heißer Schlacht gegenüber gestanden haben, ihren Werth und ihr Verdienst um ihr Vaterland schätzen," nahm der General mit Wärme das Wort; „ich wenigstens ehre auch im Feinde den tapferen Mann, dessen Treue gegen sein Vaterland und die Person seines Herrschers und Kriegsherrn. Wir können und müssen zwar oft den Ueberläufer benutzen, allein nie wird der Verräther die Achtung eines echten Patrioten und Soldaten sich erringen.... Ich gestehe Ihnen, es hat mich, den Gegner Frankreichs und Napoleons, stets tief empört, wenn ich sehen mußte, wie einzelne Generale

und Marschälle von dem Kaiser abfielen, ihn verrathen konnten, ihn, den Feldherrn, der sie so oft zum Siege geführt, den Kaiser, der sie groß gemacht, dem sie Alles verdankten.....! Und weshalb verließen sie ihn und wendeten sich der mit nur mattem Glanze wieder aufgehenden Sonne zu, huldigten dem durch fremde Bayonette wieder aufgerichteten Königsthume...? um ein Nichts, um der Eitelkeit und Habsucht willen, um sich den Schürzenhelden der Antichambre anzuschließen, um trotz alledem von diesen und dem Könige selbst als soldatische Emporkömmlinge betrachtet zu werden!"

Nach einem kurzen Schweigen fuhr Herr von Rochegune fort:

„Auch mein Vater hatte mancherlei Drangsale zu erdulden. Er hatte dem Kriegsministerium auf dessen Aufforderung, der restaurirten königlichen Regierung ferner noch als Soldat zu dienen, mit einem Entlassungsgesuch geantwortet und diesem die Bemerkung beigefügt, daß er die Ehre, derer man ihn würdige, wohl nur seinem alten Adel, weniger seinem militairischen Verdienst zu danken habe.

„Das reichte schon mehr als zu viel hin, ihn bei der neuen Regierung mißliebig zu machen, ihn als unruhigen Kopf, als Bonapartisten und endlich gar als Verschwörer zu brandmarken. Bald sah er sich beobachtet und behorcht von jenen elenden Menschen, deren man sich damals zum Aufspüren gefährlicher und verdächtiger Personen bediente. Der Aufenthalt in Paris ward ihm durch diese Spionage, durch das freche Auftreten höfischer Schmeichler, durch die harte Zurücksetzung wirklichen Verdienstes vollständig verleidet und er faßte daher den Entschluß, sich auf das Stammgut unserer Familie in Burgund zurückzuziehen, das in der Revolution ebenso wie tausend andere Besitzungen der Edelleute eingezogen, von dem Kaiser aber meinem Vater zurückgegeben war.

„Die Ausführung dieses Plans ward jedoch durch einen sehr unangenehmen Zwischenfall verzögert, der bei dem damals herrschenden System leicht hätte die ernstesten Folgen haben können.

„Die eifrigsten und deshalb gefährlichsten Mouchards waren vorzugsweise die jungen Polizeibeamten, welche bereits der Republik und dem Kaiserreiche gedient hatten. Sie, die früher die begeistertsten Anhänger Napoleons und die dienstwilligsten Werkzeuge seiner Polizei gewesen, zeigten jetzt die servilste Unterthänigkeit gegen das Königthum, und um sich beliebt, ihre Vergangenheit vergessen zu machen, verfolgten sie die Bonapartisten und stillen Anhänger der republikanischen Staatsform mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln. Mit einer wahrhaft teuflischen Wuth stürzten sich diese Spürhunde auf ihre Opfer; das kleinste Anzeichen, der geringste Schein von Verdacht, oft auch nur die gehässige, aus der Luft gegriffene Denunciation eines persönlichen Feindes, reichte hin, um einen Menschen unglücklich zu machen, da auch die richterlichen Behörden oft genug in feiler Liebedienerei mit den untergeordneten Werkzeugen der Gewalt in verächtlicher Servilität wetteiferten. Es war in dieser Beziehung, namentlich während der ersten Jahre der Restauration in Frankreich nicht viel besser, als unter der Schreckensherrschaft der Jacobiner.

„Mein Vater hatte in Paris einen Mann wieder gefunden, den er früher oberflächlich gekannt hatte und von dem er wußte, daß er dem Kaiser erst als Officier, dann in einem bürgerlichen Amt gedient hatte, ferner daß er äußerst thätig bei der Entdeckung einer damaligen legitimistischen Verschwörung gewesen war — jetzt aber als Polizeibeamter diente und sogar einer der hinterlistigsten und gefürchtetsten Mouchards geworden war. Als der Mann sich meinem Vater näherte, beging dieser die Unvorsichtigkeit, ihm im Gefühl der Entrüstung die vollste Verachtung zu erkennen zu geben.

„Bald sollte mein Vater empfinden, was es heißt, einen rachsüchtigen und zu jeder Schlechtigkeit fähigen Menschen in solcher Stellung und in solchen Zeiten beleidigt zu haben.

„Man war einer bonapartistischen Verschwörung auf die Spur gekommen oder glaubte wenigstens an

eine solche. Zahlreiche Verhaftungen ehemaliger kaiserlicher Officiere und Beamter erfolgten. Auch in meines Vaters Wohnung drangen unvermuthet die diensteifrigen Werkzeuge der Willkür, und obgleich er sich grundsätzlich von all und jeder Conspiration stets fern gehalten, weil dergleichen zu nichts führen und das Vaterland nur in Wirren und Trübsal bringen mußten, so ward doch Beschlag auf seine Papiere gelegt, er selbst verhaftet und vor Gericht gestellt. Als der hauptsächlichste Belastungszeuge trat jener Elende gegen ihn auf, der noch einige andere feile Subjecte gewonnen hatte, welche auf ihren Amtseid die Anklage gegen meinen Vater durch ihr Zeugniß unterstützten.

„Trotz alledem mußte sich jedoch endlich, wenn auch erst nach längerer Zeit, die gänzliche Schuldlosigkeit meines Vaters, selbst seinen voreingenommenen Richtern gegenüber, herausstellen. Man mußte ihn freisprechen, und das Erste, was er nach wieder erlangter persönlicher Freiheit that, war, daß er das ihm unheimlich gewordene Paris verließ und das seit seiner Knabenzeit nicht wieder betretene Schloß Rochegune aufsuchte.

„Anfänglich nahmen ihn hier die zu treffenden Einrichtungen und sein neuer Beruf als Landwirth vollständig in Anspruch. Bald aber fühlte er sich in dem weiten altehrwürdigen Schlosse einsam. Er eröffnete daher einen lebhaften geselligen Verkehr mit den benachbarten Edelleuten und sonstigen den gebildeten Kreisen angehörenden Familien.

„In einer der letzteren lernte er meine Mutter kennen, mit der er noch gegenwärtig in höchst glücklicher Ehe lebt. Die Erziehung von uns fünf Geschwistern ward die Aufgabe seines Lebens, und er ließ es an nichts fehlen, um diese vollständig zu erfüllen.

„Der durch die Juli-Revolution herbeigeführte Umschwung in den Zuständen Frankreichs, die neue und bessere Zeit, welche diesem Ereignisse folgte, söhnte meinen Vater wieder mit den staatlichen Verhältnissen einigermassen aus.

„Ich war damals zwölf Jahre alt.

„Jetzt ist die Zeit gekommen," sagte der Vater zu mir, „wo das Vaterland wieder tüchtiger Männer bedarf. Ich sah voraus und hoffte es sehnlich, daß das bald wieder der Fall sein würde. Auch Du, mein Sohn, mußt Dich nun darauf vorbereiten, Frankreich zu dienen, und wie ich Deine Neigung kenne, wirst Du das am liebsten als Soldat thun."

„Es war mir das aus der Seele gesprochen und mit Begeisterung ging ich daher auf die Wünsche des Vaters ein, so schwer mir anderseits auch der Abschied von meiner angebeteten Mutter, von meinen theueren Brüdern und Schwestern wurde.

„Der Vater selbst brachte mich nach Paris, wo ich auf der polytechnischen Schule meine Studien machen sollte.

„Vier Jahre lang blieb ich in dieser berühmten Lehranstalt, und als ich in die Armee treten sollte, bat ich um die Ehre, in einem der in Afrika stehenden Regimenter zu dienen. Man erfüllte meinen Wunsch und schickte mich als Cornet zu dem zweiten Regiment der Spahi. Ich hatte das große Glück bei einigen Affairen Gelegenheit zu finden, mich etwas hervorzuthun, und das noch größere, einen wahrhaften, edlen Freund in dem Lieutenant Bertin zu finden.

„Die vielen Strapazen in Algerien und das Klima Afrikas forderten endlich auch von mir ihren Tribut. Eine augenblickliche Waffenruhe gestattete mir, um Urlaub zu bitten. Mein theuerer Freund wollte sich auch auf dem Ausfluge nach der Heimat und auf der Erholungsreise nach Deutschland nicht von mir trennen. Auch er kam mit einem Urlaubsgesuch ein und uns Beiden wurden unsere Bitten gewährt.

„Sie können sich leicht vorstellen, welche Freude es auf Schloß Rochegune gab, als wir daselbst anlangten, als ich nach langen Jahren wieder in den Kreis der Meinen trat.

„Meine ehrwürdigen Eltern umarmten, Thränen der innigsten Rührung im Auge, den so lange entbehr-

ten Sohn und bewillkommneten herzlich den treuen Freund desselben.

„Meine Brüder waren zu Jünglingen herangewachsen, die sich bereits ihren Lebenslauf gewählt haben — meine Schwestern, die ich als Kinder verlassen hatte, sah ich als blühende Jungfrauen wieder.

„Einige Wochen brachten wir im elterlichen Hause zu, und wäre es nach meinem Willen gegangen, so hätte ich meine ganze Urlaubszeit dort verlebt. Allein die Eltern und Geschwister selbst mahnten mich daran, die Heilquellen Deutschlands zur vollständigen Herstellung und Kräftigung meiner Gesundheit aufzusuchen, und so mußten wir uns zu der Abreise entschließen.

„Vor dieser aber schärfte es mir der Vater noch ein, auf jeden Fall nach Ihnen, Herr General, Erkundigungen einzuziehen und Sie zu besuchen, mich zu diesem Zwecke selbst einer weiteren Reise in Deutschland zu unterziehen.

„Von Jugend auf habe ich mir bei Ihrem Namen einen edlen, hochherzigen Mann, einen ehrwürdigen, ritterlichen Krieger vorgestellt.... und so wie ich mir den Retter meines Vaters dachte, so habe ich ihn gefunden....!"

Der General, der für den jungen Mann im Verlaufe von dessen einfacher, herzlicher Erzählung eine immer größer werdende Zuneigung gefaßt hatte, drückte Herrn von Rochegune bewegt die Hand und versicherte ihm wiederholt, welche große Freude er ihm durch seinen Besuch gemacht, nur bedauernd, daß er nicht zugleich auch mit dem Sohne den Vater habe persönlich begrüßen können. —

Die Gesellschaft war während dem an dem Ziele ihrer Wanderung, dem so wunderschön gelegenen herzoglichen Jagdschloß, die Platte genannt, angekommen.

Nach kurzer Ruhe und nachdem man einige Erfrischungen eingenommen, gab man sich ganz dem herrlichen Eindruck hin, den die Fernsicht von diesem hochgelegenen Punkte aus darbietet.

Man überschaute hier nicht allein das Taunus-

gebirge mit seinen waldigen Höhen und die nächste Umgebung Wiesbadens; an dem jenseitigen Ufer des grünen Rheins, der sich so weit das Auge reichte wie ein breites glänzendes Band, belebt von Hunderten von Dampfschiffen und anderen Fahrzeugen dahinzog, erhob sich das „goldene" Mainz mit seinen Thürmen, großartigen Festungswerken und dem ehrwürdigen Dom. Der Stadt gegenüber auf dem rechten Ufer des Rheins lag das ebenfalls stark befestigte Castel, von dem aus die Taunus-Eisenbahn ihre zwei Arme ausstreckt. Weiterhin zeigten sich dem überraschten Blick der Melibocus, die waldigen Gipfel des Odenwaldes, des Donnersbergs, des Westerwaldes und des Spessart.

Der schöne Tag ward in fröhlichem und genußreichem Beisammensein verlebt.

Ganz besonders guter Laune waren aber der General und die kleine Elisabeth, die mit ihrem kindlichen Gemüth die Eindrücke der hier so herrlich sich entfaltenden Natur aufnahm und fast das Essen und Trinken über den Anblick des grünen Waldes, der mächtigen Gebirgszüge, des majestätischen Rheins und der an seinen Ufern liegendenden blühenden Städte und Dörfer vergaß.

Der General ließ den Sohn seines Gegners in der Leipziger Schlacht nicht von seiner Seite. Es mußte ihm derselbe noch viel von den Feldzügen der Franzosen in Afrika, von der Art und Weise der Kriegführung in jenem Lande, von der Beschaffenheit desselben, von den Sitten der Araber u. s. w. erzählen. Er sah dabei, daß Hector von Rochegune ein ebenso tapferer, als trotz seiner Jugend durchgebildeter und erfahrener Officier war, und das steigerte nicht wenig die Achtung und Liebe, die er für diesen bereits empfand.

„Leider habe ich keinen Sohn," sagte unter Anderem der General zu seinem jungen Freunde, als Beide Arm in Arm auf und ab gingen, „aber wenn ich mir einen solchen wünschen dürfte, so müßte er ein Mann wie Sie sein!"

Nur zwei Mitglieder der Gesellschaft theilten die allgemeine heitere und unbefangene Stimmung nicht.

Es waren diese Caroline und der Chevalier.

Der Lieutenant Bertin wich auch bei dem Aufenthalt auf der Platte dem Chevalier nicht von der Seite und wußte immer wieder das Gespräch auf den Dienst in der französischen Armee, auf die Zustände in Algerien, auf Specialitäten der einzelnen Gefechte, denen der Chevalier beigewohnt hatte, auf den gegen Abdel Kader gefallenen Officier de Marle zu bringen, der — wie der französische Hausfreund des Generals gesagt hatte — ein Cousin von ihm gewesen sei.

Caroline war sehr ärgerlich darüber, daß der ernste und stets etwas finster blickende Bertin ihren liebenswürdigen und galanten Freund auch selbst noch in ihrer Nähe fortwährend in Anspruch nahm und — wie es ihr schien — ihm absichtlich Daumschrauben ansetzte oder gar einen leisen feinen Spott gegen ihn spielen ließ.

Als aber die Gesellschaft ziemlich spät am Abend wieder zur Stadt zurück gekehrt war und man sich gegenseitig verabschiedete, trat Bertin zu dem General und flüsterte diesem zu:

„Ich weiß nun, was ich wissen wollte. Es gibt in Paris leider genug Menschen, die, wenn sie dort ihren letzten Atout ausgespielt haben, über die Grenze gehen, um ihr Glück in der Fremde zu versuchen, und damit ein schlechtes Licht auf unsere Nation werfen. Hüten Sie sich vor Abenteuerern, wie deren wohl auch viele nach Algerien gelaufen sein mögen, die aber eben so wenig Ritter der Ehrenlegion sind, als ich Kaiser von Fez und Marocco bin, die eben so wenig französische Edelleute und Officiere sind, als ich ein russischer Fürst bin und im Kaukasus gekämpft habe!"

Obgleich der Vater Carolinens den Chevalier de Marle schon seit längerer Zeit mit Mißtrauen betrachtet hatte, so fühlte er sich doch durch die letzten Worte des Lieutenant Bertin auf das Unangenehmste berührt.

Die gute Laune, in die ihn der so angenehm verlebte Tag, der Ausflug, besonders aber auch das uner-

wartete Zusammentreffen mit den beiden französischen Officieren und die rührende Dankbarkeit, die man ihm in der Familie eines ehemaligen Feindes bewahrte, versetzt hatten, machte nun einem unbehaglichen Gefühl, einer tiefen Mißstimmung Platz.

Zugleich erinnerte er sich dessen, was ihm die Gouvernante betreffs des Benehmens Carolinens gegen Elisabeth mitgetheilt hatte, und das war nun ebenfalls nicht geeignet, die unangenehmen Gedanken zu bannen, die auf ihn einstürmten.

Er zog sich bald auf sein Zimmer zurück, da er absichtlich alle Veranlassung zu einer Erörterung der unangenehmen Angelegenheiten für diesen Abend vermeiden wollte, die noch um vieles mehr in sein Familienleben störend einzugreifen drohten, als das die erst kürzlich gelösten Beziehungen Carolinens zu dem Prinzen Richard und zu der Gräfin von Kanow vermocht hatten.

Nicht gewohnt, rasch und in der ersten Aufwallung der Leidenschaft zu handeln, besonders wenn es dem Wohl und Wehe seiner Familie und der Ehre seines berühmten Namens galt, wollte er erst die Sache noch einmal in reifliche Erwägung ziehen, dann aber mit aller seinem Charakter eigenthümlichen Bestimmtheit und Thatkraft auftreten.

Die beiden neuen Freunde des Generals hatten den Chevalier de Marle aufgefordert, den Rest des Abends mit ihnen zu verleben, eine Einladung, welche dieser seinen Landsleuten nicht wohl abschlagen konnte, so wenig erwünscht sie ihm auch vielleicht kommen mochte.

Um die Zeit hinzubringen, hatten die Franzosen das Theater besucht und dann gemeinschaftlich soupirt.

Von der eben gesehenen Theatervorstellung, von dem Leben und Treiben in dem vielbesuchten berühmten Badeorte und den hier gebotenen mannigfachen Genüssen kam das lebhaft geführte Gespräch bald auf den General zurück.

Der Chevalier war ziemlich genau von den Verhältnissen des Barons von Marsenburg und von denen

der Familie desselben unterrichtet und verfehlte nicht, über Alles das sich weitläufig zu verbreiten, überhaupt mit großer Wärme von dem General, namentlich auch von Baroneß Caroline zu sprechen. Er ließ dabei nicht schwer zu verstehende Aeußerungen und Andeutungen seiner Hoffnungen und Wünsche fallen, sagte unter Anderem auch, daß er ursprünglich einen längeren Aufenthalt in Wiesbaden nicht beabsichtigt habe, und nur durch die Anhänglichkeit an die Familie des Generals hier zurückgehalten worden sei.

Lieutenant Bertin hatte während des Abends das Thema seiner früheren Unterhaltung mit dem Chevalier nicht wieder aufgenommen, auch sogar, so oft sein Freund auf ähnliche Gegenstände zu sprechen kam, nur flüchtige Worte dazu gesagt und dann das Gespräch auf gleichgiltigere Dinge gelenkt. Dadurch sowohl, als durch den feurigen Wein, den reichlich einzuschenken Bertin nicht versäumte, ward bei dem Chevalier eine ganz andere Stimmung hervorgerufen, als in welcher er sich den Tag über befunden hatte. Er gerieth wirklich bald in eine recht joviale Laune, in welcher er bei all seiner Schlauheit und Gewandtheit nicht bemerkte, wie scharf er fortwährend von Bertin beobachtet wurde.

In der Weinlaune, die sich namentlich auch Herrn von Rochegune mitgetheilt hatte, schlug dieser vor, der berühmten Spielbank noch einen Besuch abzustatten.

Bertin warnte den Freund vor dem verhängnißvollen und so Manchem schon verderblich gewordenen grünen Tisch und auch der Chevalier sprach mit einer auffallenden Heftigkeit und Aufregung gegen Herrn von Rochegune's Vorschlag, indem er mit aller Entschiedenheit erklärte, seinen Landsleuten dahin nicht folgen zu können — übrigens mahne ihn eine starke Abspannung und Ermüdung daran, daß es Zeit sei, sich zurückzuziehen.

„Mein Gott, es ist ja erst elf Uhr, man kann doch zu dieser Zeit unmöglich schon zur Ruhe gehen," meinte Herr von Rochegune nach der Uhr sehend; „Sie, Herr Chevalier sind ja nicht gezwungen, selbst zu spielen, aber ich betrachte es als einen Freundschaftsdienst, wenn

Sie uns auch noch dort für ein Stündchen die Ehre Ihrer Gesellschaft schenken."

„Aber Hector, wozu heute noch spielen?" fragte Bertin in ernstem Tone.

„Ich brauche Dir wohl nur zu sagen, daß es allein zur Unterhaltung geschehen soll," erwiderte Herr von Rochegune, „nur eine Kleinigkeit, hundert Francs, werden den Dämonen dieser Hölle geopfert!"

„Sie haben mich in so überaus freundlicher Weise aufgefordert, Sie nach der Spielbank zu begleiten, daß ich — wenn auch mit großem Widerstreben — Ihnen folgen werde, um nicht hartnäckig oder unartig zu erscheinen," sagte der Chevalier ernst, „denn ich hasse das Spiel, weil ich leider selbst genug Erfahrungen gemacht habe, wohin es, einmal zur Leidenschaft geworden, führt."

„Haben Sie selbst früher gespielt?" fragte Bertin.

„Ja," antwortete der Chevalier nach einigem Zögern, „ja ich habe gespielt und fast wäre ich dem höllischen Dämon der Karten zum Opfer gefallen, denn ich war stets unglücklich, da ich in Paris als noch sehr junger Mensch verschmitzten Gaunern in die Hände gefallen war."

„Nun, das haben hier wir nicht zu fürchten, denn an dieser öffentlichen Bank wird das saubere Handwerk nicht mit Betrug betrieben," rief Herr von Rochegune, „wenigstens habe ich das immer gehört."

„Aber wie wurden Sie von der Leidenschaft des Spiels befreit?" fragte Bertin den Chevalier.

„Durch Freunde, die mich fast mit Gewalt nöthigten, das Vergnügen auf anderem Wege zu suchen," entgegnete der Chevalier; „aber das allein hätte mir doch nicht den Abscheu gegen das Spiel einflößen können, den ich jetzt empfinde, wenn ich nicht bei einigen Rückfällen die ganze Gemeinheit der schändlichen Manipulationen jener Pariser Spielgauner kennen gelernt hätte, wenn ich nicht als warnendes Beispiel einen Freund, den ich wahrhaft liebte, als Opfer der Spielwuth in der Morgue hätte wiedersehen müssen!"

„Soweit wird es mit uns nicht kommen,“ sagte halb scherzend Herr von Rochegune; „kommt, laßt uns gehen.... man muß Alles einmal versucht haben... und in Wiesbaden gewesen zu sein, ohne sich dem König Pharao vorgestellt zu haben, das wäre doch unerhört. Uebrigens denke ich wie die Griechen: um großes Unglück zu verhüten und fern zu halten und die bösen Götter der Unterwelt zufriedenzustellen, muß man ihnen einmal etwas freiwillig opfern... so mag denn auch der Dämon des grünen Tisches von mir einen Tribut von hundert Francs hinnehmen!“

„Nun, wie Du willst,“ rief Bertin lachend, indem er aufstand; „Du bist heute sehr aufgeräumt, und um Dich in Deiner heiteren Stimmung nicht zu stören, will auch ich den höllischen Mächten ein Opfer bringen und mich mit einer Kleinigkeit beim Spiel betheiligen.“

Die Herren verließen den Gasthof, in dem sie zu Abend gespeist hatten, und schritten noch in lebhaftem Gespräch begriffen dem Curhause zu.

Die Farobank war noch ziemlich stark besetzt.

Herr von Rochegune und Lieutenant Bertin nahmen an dem verhängnißvollen Tische Platz; der Chevalier, der durchaus nicht am Spiele theilnehmen wollte, blieb hinter den Stühlen der beiden Herren stehen, den Gang des Spiels mit Aufmerksamkeit verfolgend.

Die ersten Taillen waren für die beiden französischen Officiere ziemlich günstig, bald aber begann Herrn von Rochegune's Glück zu schwanken, während sich Bertins Spiel noch günstiger gestaltete.

Noch vor Ablauf der zwölften Stunde waren die von Ersterem zu diesem Zwecke bestimmten hundert Francs unter der Krücke des Croupiers verschwunden.

„Willst Du noch weiter spielen, Prosper, so lass' Dich nicht stören,“ sagte Herr von Rochegune aufstehend; „ich höre jetzt auf, wie ich es versprochen habe.“

„Nein, ich habe nur um Dir gefällig zu sein gespielt,“ antwortete Bertin, „laß uns also gehen.“

Man verließ den Saal, indem Herr von Rochegune lachend äußerte:

„So habe ich denn den neidischen Göttern mein Opfer gebracht und werde nun hoffentlich unbelästigt von ihnen leben, Glück in meinen Unternehmungen und bei den Frauen haben!"

„Eine sonderbare Philosophie," meinte Bertin.

„Die aber dennoch sehr wahr und gut begründet ist," fuhr Herr von Rochegune fort. „Ich fühle mich in Kopf und Herz frei und neuen Lebensmuth in allen Nerven, denn jetzt weiß ich bestimmt, daß ich für einige Zeit von allem Mißgeschick frei sein werde.... kann da wohl die kleine Erleichterung des Portemonaie in Betracht kommen!"

„Scherze nicht, theuerer Freund," sagte Bertin ernst, „gar zu große Sicherheit ist nie gut. Man muß stets die Augen offen halten, stets auf der Hut sein, als stände man auf der Feldwacht, denn tausend unsichtbare Feinde umlauern den Menschen, und den treffen sie am sichersten, der am wenigsten an seinem Glücke zweifelt."

„Da höre ich wieder den ahnungsvollen Sohn der Pyrenäen, des sagenreichen Landes, wo jeder Berg, jeder Fluß, jeder Baum seinen Geist hat," rief Hector.

„Halte mich nicht für abergläubig, nicht für einen Geisterseher," sprach Bertin; „daß ich Furcht nicht kenne, habe ich vor Deinen Augen oft bewiesen, allein ich will das Schicksal auch nicht herausfordern... ich gestehe Dir, daß ich das für Frevel ansehe..."

Während dem war man ins Freie gelangt. Die drei Herren durchschritten rasch die Gänge der Anlagen vor dem Curhause.

Als sie auf dem Platz vor dem Schauspielhause angekommen waren, begegneten ihnen zwei Männer, von denen der Eine eine Dame am Arm führte. Die Vorübergehenden faßten den Chevalier scharf ins Auge. Der alleingehende der beiden fremden Herren, ein etwas starker untersetzter Mann mit bereits grauen Haaren, rief in französischer Sprache:

„Ah, guten Abend, Herr Chevalier.... so spät noch munter...? nun das ist gut, daß wir Sie treffen. Ich sehe, daß Sie eben Abschied von diesen Herren nehmen wollen — Sie gehen doch mit uns nach Hause, wir haben ja einen Weg."

Trotz der Dunkelheit glaubte der stets scharf beobachtende Bertin zu bemerken, daß diese Begegnung dem Chevalier nicht ganz angenehm sei, daß ihn die vertrauliche und in ziemlich bestimmtem Ton vorgebrachte Rede des Freundes in Verlegenheit setze.

Er fragte daher leicht hin:

„Gewiß sind die Herrschaften auch Landsleute?"

„Nein," entgegnete rasch der Chevalier, „dieser Herr ist ein Schweizer, einer meiner näheren Bekannten, der mit mir in einem Gasthof wohnt... Er ist so artig, stets französisch mit mir zu sprechen."

Herr von Rochegune wendete sich schnell zu dem Fremden und sagte:

„Mein Herr, ich mache Ihnen mein Compliment: Sie sprechen unsere Sprache so vortrefflich, als wären Sie geborener Franzose."

Der Chevalier stellte nun seinen Bekannten aus der Schweiz und die französischen Officiere einander vor. Der andere Herr und die Dame waren ihm unbekannt. Der Schweizer übernahm daher die Vorstellung dieser Beiden.

Nach gegenseitiger höflicher Begrüßung trennte man sich.

Der Chevalier ging mit den Fremden, die Officiere lenkten ihre Schritte nach der entgegengesetzten Seite hin.

„Wir haben heute viel erlebt," sprach Herr von Rochegune zu dem schweigend ihm zur Seite gehenden Freund, „haben neue Bekanntschaften gemacht... und ich weiß nicht, wie es zugeht, es hat mich das Alles: das Zusammentreffen mit dem General, der angenehme Ausflug, die räthselhafte Erscheinung des Chevaliers — in hohem Grade aufgeregt und ich weiß eigentlich nicht recht weshalb!"

„Weil das Alles die Introduction zu einem Drama ist, das — wie ich hoffen und wünschen will — mehr Komödie als Tragödie sein möge," erwiderte Bertin.

„Wie, Du meinst, Du vermuthest...?"

„Nein... ich weiß bestimmt, daß hier etwas im Werke ist, was wahrhaftig nicht zur Freude und zum Nutzen des Generals ausfallen dürfte, wenn es gelingt!"

„Freund, Du erweckst in mir Gedanken, die mich in die größte Besorgniß versetzen..."

„Und mich anspornen, kein ruhiger Zuschauer zu bleiben," fiel ihm Bertin ins Wort.

„Du hast Recht, wir müssen die Büberei, die, wie Du meinst, gegen den alten Freund meines Vaters vorbereitet wird, verhindern; es ist vielleicht mehr als Zufall, daß wir gerade jetzt nach Wiesbaden kommen, mit ihm persönlich zusammen treffen mußten."

„Jener Chevalier ist ein Abenteuerer, ich fürchte sogar, er ist noch etwas Schlimmeres..."

„Wie kannst Du wissen...?"

„Meine Ahnung, mein natürliches Gefühl oder wie Du dergleichen sonst nennen willst, hat mich noch nie getäuscht... sollte das hier der Fall sein, wo noch ganz besondere, anscheinend unbedeutende Umstände, die mir nicht entgangen sind, meinen Argwohn unterstützen?"

„Du beobachtest sehr genau!"

„Hast Du nicht bemerkt, in welchem befehlende Tone der sogenannte Schweizer den Chevalier aufforderte, mit ihm zu gehen, in welche Verlegenheit dieser gerieth, als die Fremden uns begegneten...? Er kennt auch den Herrn mit der Dame... ich sah das aus einigen Blicken, die er diesen Leuten zuwarf."

„Sehr auffallend war es mir, daß er uns fast mit Aengstlichkeit davon abzuhalten suchte, zur Spielbank zu gehen, wenn ich mir auch nicht erklären kann, welche Absicht er dabei hatte;" sagte Herr von Rochegune.

„Vielleicht glaubte er dort ähnliche Leute zu treffen, wie die es waren, denen wir so eben begegneten... vielleicht fürchtete er, er könne von derlei Bekannten in unserer Gegenwart blosgestellt werden... allein auf

Alles das würde ich noch nichts geben, am Allerwenigsten einen so schweren Verdacht begründen, wenn nicht die Widersprüche gegen ihn zeugten, welche er trotz seiner Gewandtheit und Geschicklichkeit doch nicht gewandt und geschickt genug war zu vermeiden, als ich mich bei dem Spazierritt mit ihm unterhielt."

Während dieses Gesprächs waren die beiden Franzosen weiter gegangen, ohne sonderlich auf den eingeschlagenen Weg zu achten, und so sahen sie sich denn unvermuthet in den Parkanlagen hinter dem Curhause.

Es war eine herrliche milde Sommernacht; kein Lüftchen bewegte das Laub der hohen Bäume, durch welche das Licht des Vollmonds blickte und es mit magischem Schimmer übergoß.

Die Freunde gingen eine Zeit lang schweigend neben einander her.

Endlich nahm Hector das Wort und fragte, auf einen früher schon berührten Gegenstand zurückkommend, der ihn ohne Zweifel während der letzten Minuten des Schweigens lebhaft beschäftigt hatte:

„Glaubst Du wirklich, daß die Natur gewisse geheime Kräfte birgt, über die auch die tiefsinnigste Forschung der Wissenschaft keinen Aufschluß geben kann, daß es selbst Wesen auf der Erde gibt, die feiner organisirt als wir, gleichsam zwischen uns und der Gottheit stehen?"

„Wer kann von solchen Wesen etwas wissen oder auch nur an sie glauben? Was von ihnen gesagt und erzählt wird, halte ich ebenso wie Du für Märchen, für das Erzeugniß der dichterischen Phantasie des Volks ... aber das könnt Ihr mir nicht hinwegdisputiren, daß in gewissen wichtigen Momenten des menschlichen Lebens noch andere Kräfte mit ins Spiel kommen, als wir für gewöhnlich wahrnehmen können, daß es Augenblicke höchster Steigerung des psychischen Lebens gibt, wo die Seelen weit von einander entfernter Menschen zu einander in unmittelbare Beziehung treten."

„Du meinst das, was man Ahnungen, Visionen

und, Deiner Meinung nach vielleicht irrthümlich, Hallucinationen nennt."

„Ja, und ich glaube an solche Dinge, wie an mein Leben... Kannst Du mir z. B. die Erscheinung anders erklären, die Brutus in der Nacht vor der Schlacht bei Philippi in sein Zelt treten sah?"

„Konnte das nicht das Gebilde einer aufgeregten Phantasie sein? Bedenke die Stimmung, die ein Feldherr am Vorabend einer Schlacht haben muß, welche den Sieg oder den Untergang eines so hohen Princips, als es das der Freiheit ist, bringen, welche das Schicksal der Welt entscheiden soll...! Ich begreife kaum, wie eine menschliche Brust eine solche Bergeslast ertragen kann, ohne zusammenzubrechen.... deshalb waren alle großen Feldherrn — wenn man es so nennen darf — abergläubig..... und Du weißt, wie viel die Römer bei all' ihrer fast unerreichten Seelengröße und Heldentugend auf oft kleinliche und läppische Dinge gaben, die sie für Winke des Schicksals hielten...!"

„Aber wenn ich Dir sage, daß mir selbst ein sehr merkwürdiger Fall mit einer solchen Erscheinung vorgekommen ist...!"

„Wie, Du selbst hast...?"

„Einen Geist gesehen...? nein! aber doch etwas sehr Merkwürdiges bei einem meiner Jugendfreunde erlebt...! Höre mich an, und wenn ich Dir noch sage, daß jener Freund, dem das begegnete, was ich Dir erzählen will, ein klarer, aufgeweckter, von allem Aberglauben freier Kopf war, wenn Du gehört haben wirst, wie merkwürdig das Zusammentreffen verschiedener Umstände war, so wirst Du gewiß nicht mehr an einem geheimnißvollen Zusammenhang in dem seelischen Leben unter den sich durch Geburt und sonst wie nahe stehenden Menschen zweifeln."

„Du spannst meine Erwartung auf das Höchste," rief Hector, den Freund mit Theilnahme anblickend.

„Komm, setze Dich zu mir auf diese Bank und höre mich an.... es ist kein Kindermärchen, was ich Dir mittheilen will...!"

Man war an einer der Bänke angelangt, die in jenen Parkanlagen zur Erholung der Spaziergänger aufgestellt sind.

Einige Augenblicke saßen die beiden Männer schweigend neben einander; dann begann Bertin seine Erzählung:

„Du weißt, Hector, daß ich meine militairische Laufbahn bei einem Dragoner-Regiment, und zwar als Soldat begonnen habe. Meine Eltern waren wohlhabend genug, um für mich einen Ersatzmann zu stellen, als mich die Conscription traf, allein mein Vater, der selbst Soldat gewesen war, hatte die sehr vernünftige Ansicht, es sollte Niemand sich der Pflicht jedes kräftigen und gesunden Mannes entziehen, dem Vaterlande mit den Waffen zu dienen, indem man einen Andern dafür bezahle, daß dieser das thue, was für jeden Franzosen eine Ehre, eine heilige Pflicht sei. Mit Freuden folgte ich dem Rufe zur Fahne, denn ich hatte von Kindheit auf eine große Vorliebe für den Soldatenstand, die noch mehr zunahm, je älter ich wurde und je mehr ich von den Kämpfen in Afrika hörte. Ich verließ den Beruf des Kaufmanns, für den ich auf den Wunsch meiner Mutter und deren Bruder, der mich in seinem Geschäft bereits gut placirt hatte, bestimmt war. Zu den Spahis kam ich erst später, gleichzeitig mit Dir, Hector, auf meinen ausdrücklichen Wunsch, der mir auch gewährt wurde, da ich mich bereits etwas hervorgethan und es bis zum Unterofficier gebracht hatte.

„Ehe uns jedoch das Glück wurde, daß unser Regiment nach Afrika geschickt ward, lag dasselbe eine Zeitlang in Garnison zu Orleans, und hier ereignete sich der Vorfall, den ich bereits andeutete.

„Der Corporal, unter dem ich als Soldat stand, ward von uns Allen werth und lieb gehalten, denn er war ein von Herzen trefflicher Mensch, gutmüthig, ein stets lustiger Gesellschafter und dabei von der strengsten Pflichttreue. Nicht weniger gern als wir hatten ihn auch die Officiere. Er war ein noch junger Mann,

übrigens von gutem Herkommen und guter Erziehung; ein späteres Avancement war ihm daher gewiß.

„Nur einen Fehler hatte er.

„Es war das ein starker Hang zu einem etwas lockeren Leben. Ich muß bemerken, daß nur zuweilen ein solcher Taumel über ihn kam; dann kannte er jedoch kein Maß und Ziel. Hatte er seinen Dienst gethan, so lief er aus einem Weinhause in das andere und kam mit der Reteraite stets stark angetrunken in die Kaserne zurück, nahm wohl auch Urlaub und trieb sich dann die ganze Nacht umher. Seine Mannschaft suchte, so gut es gehen wollte, dergleichen Streiche des Corporals zu verbergen, und dem hatte er es auch zu danken, daß er bis jetzt nur mit Verweisen von dem Lieutenant und Capitain weggekommen und nicht längst schon degradirt worden war. Am meisten machte ihm aber seine Leidenschaft für die Weiber zu schaffen. Diese war es auch, welche ihn bis nahe zum Verbrechen führte und ihn fast in das Verderben gestürzt hätte.

„Um seinen Leidenschaften zu fröhnen, hatte er beträchtliche Schulden gemacht, die zu decken seine eigenen Mittel endlich nicht mehr ausreichten. Seine Gläubiger drängten ihn von allen Seiten und drohten mit Anzeige bei den Vorgesetzten. Da trat der Versucher zu ihm und in der Angst der Verzweiflung ließ er sich dazu verleiten, eine kleine Geldsumme, welche die unter ihm stehenden Soldaten zum Zwecke einer zum Frühjahr zu veranstaltenden gemeinschaftlichen Vergnügungspartie gesteuert und ihm anvertraut hatten, zur Bezahlung seiner ungestümsten Gläubiger zu verwenden.

„Wie das gewöhnlich bei derartigen Vergehen ist, so glaubte auch er, das Entfremdete noch rechtzeitig wieder erstatten und so die ganze Sache verheimlichen zu können .... allein die wenigen Winterwochen vergingen, der für unser Fest bestimmte Tag rückte immer näher ... er sah keinen Ausweg mehr, denn er war nicht im Stande, das Geld zu schaffen ... es blieb ihm nur die Wahl zwischen einem entehrten, mit Schmach belasteten Leben und einem freiwilligen Tod ...

„Mir und einigen Cameraden war schon seit einiger Zeit das etwas zerstreute Wesen und die erzwungene Lustigkeit des Corporals aufgefallen, allein wir nahmen uns nicht die Mühe darüber nachzudenken... wir hatten ja auch keine Ahnung von dem, was in ihm vorging, unsere Gedanken waren überdem viel zu sehr mit der bevorstehenden Lustbarkeit und deren Vorbereitung beschäftigt, als daß wir weiter auf den Corporal hätten achten sollen.

„Am Abend vor unserem kleinen Feste, das aus einer Fahrt auf der Loire bis zu einem benachbarten Dorfe bestand, wo dann gegessen, getrunken und getanzt werden sollte, war ich noch ziemlich lange mit einem Brief beschäftigt. Man hatte mir von zu Hause etwas Geld geschickt und ich hielt es nun für Pflicht, den Meinigen sofort zu schreiben. Die mit mir zusammen wohnenden Cameraden schliefen schon längst, als ich noch beim Schreiben saß. Unbemerkt war Mitternacht herangekommen.

„Ich hatte meinen Brief vollendet und wollte mich ebenfalls zur Ruhe begeben, als ich Schritte, und wie es mir schien etwas unsichere, auf dem Corridor vernahm.

„Ich wußte, daß der Corporal Nachturlaub genommen hatte, und glaubte, er habe wieder etwas zu viel gethan. Ich ging hinaus, um ihn in sein Zimmer zu bringen, fürchtend, er möchte in der Trunkenheit Geräusch machen und dadurch seinen Zustand selbst verrathen.

„Als ich auf ihn zutrat, schrack er heftig zusammen und ein kurzer Schrei entfuhr seinem Munde.

„Ich bin es," sagte ich zu ihm, „kann ich Ihnen helfen, Herr Corporal . . ." aber fast gewaltsam stieß er mich von sich und rief: Mir kann Niemand helfen . . . gehen Sie . . . doch nein, kommen Sie mit . . . Sie sind ein guter Mann, Sie haben ein Herz . . . Ihnen will ich Alles sagen . . . doch was rede ich, was thue ich . . . . !

„Er faßte krampfhaft meine Hand und ich fühlte, wie heiße Tropfen auf dieselbe fielen.

„Ich geleitete ihn nach seinem Zimmer, ich redete ihm zu, bat ihn, sich mir anzuvertrauen . . . und so entdeckte er mir dann endlich, was er gethan . . .

„Mit dem festen Vorsatze, seinem Leben ein Ende zu machen, hatte er seine Wohnung gegen Abend verlassen, wenn ihm ein letzter Versuch, Geld aufzutreiben, mißlingen würde . . . Er erhielt kein Geld geborgt und so eilte er dann, als die Straßen still und verödet standen, hin nach einer der Brücken . . . Der Entschluß war gefaßt, jede Rückkehr schien ihm abgeschnitten . . . schon beugte er sich zu dem verhängnißvollen Sturz in die Wogen über die Brüstung . . . Da fuhr er entsetzt zurück . . . das Blut erstarrte ihm . . . aber er blickte noch einmal hinunter in die Fluth, und das, was ihn so erschüttert hatte, eine räthselhafte Erscheinung schwebte klar und deutlich vor seinen Augen . . . er sah, wie in dem Wasser schwimmend, eine weiße Frauengestalt in einem Sarge liegen . . . er erkannte die Züge seiner Mutter . . . sie winkte ihm zurück, rang flehend die Hände, indem sie sich im Sarge aufrichtete . . . . Da tönte der erste Glockenschlag der zwölften Stunde von der Kathedrale her, die Erscheinung winkte ihm noch einmal mit beiden Händen zurück und verschwand . . ."

Bertin hielt einen Augenblick lang inne, auch Hector sprach nicht . . . er war sichtbar ergriffen von der seltsamen Erzählung.

„Ich umarmte den unglücklichen Freund und suchte ihn zu trösten; ich konnte ja auch helfen," fuhr Bertin endlich fort. „Ich gab ihm alles Geld, was ich hatte, eilte am nächsten Morgen mit meiner Uhr nach dem Pfandhause, um mit deren Erlös das an der Summe noch Fehlende zu decken . . . Mein Freund war gerettet, das Fest fand statt und ich habe nie mit fröhlicherem Herzen mich der Freude hingegeben, als an diesem Tage . . .

„Es war etwa eine Woche vergangen, als mich der Corporal in sein Zimmer rief. Sein Gesicht war

todtenbleich, seine Lippen bebten, in seinen Augen glänten Thränen....

„Schweigend reichte er mir einen Brief, dessen schwarzes Siegel erbrochen war...

„Ich ergriff ihn und las....

„An dem Tage des beabsichtigten Selbstmords, zu derselben Stunde, als mein Freund die warnende und flehende Erscheinung sah, hatte seine Mutter auf dem Sterbebett gelegen, seinen Namen ängstlich gerufen, die Hände flehend emporgehoben und sie in Todesangst gerungen... und in dem Augenblick, da die Glocke die Mitternachtsstunde verkündete, war sie verschieden..!"*)

„Seltsam, höchst seltsam!" sagte Hector nachdenkend vor sich hin. „Und der Corporal... was ward mit ihm... hast Du ferner noch von ihm gehört?" fragte er weiter.

„Er ist nicht mehr... er blieb vor nicht langer Zeit als braver Officier im Gefecht... würde ich, wenn er noch unter den Lebenden weilte, von jenem Vorfall jemals gesprochen haben?" erwiderte Bertin und fuhr dann fort: „Die mächtige Erschütterung seines Gemüths, der Tod seiner Mutter, der er mit zärtlicher Liebe angehangen hatte, bewirkten eine vollständige Umwandlung seines Wesens... Er hatte gesehen, bis zu welchem fürchterlichen Abgrunde ihn sein Leichtsinn geführt.... nur die unerschütterliche Liebe der sterbenden Mutter, nur deren schon verklärter Geist hatte ihn bewahrt vor der That unglückseliger Verblendung, welche wähnt, einen Fehltritt mit einem Verbrechen gut zu machen, die verlorene äußere Ehre durch Selbstmord wieder gewinnen zu können...! Er ward besonnen und ernst, fast tiefsinnig und verschlossen... nur gegen mich zeigte er ein Vertrauen und eine Hingebung ohne Grenzen, und oft äußerte er noch später in vertrauten Stun-

*) Das hier Erzählte beruht auf vollkommener Wahrheit und hat sich mit einem längst verstorbenen Freunde meiner Familie zugetragen. Nur Zeit, Ort und der Stand der Hauptperson sind bei Benutzung der merkwürdigen Begebenheit für diese Erzählung verändert worden. Der Verfasser.

den, wie er dem Himmel im stillen heißen Gebet danke, daß Gott ihn zur rechten Zeit durch die sterbende Mutter gerettet, von dem Wege des Verbrechens zurückgehalten habe... er könne das furchtbare Gefühl nicht mit Worten schildern, das ihn bei dem Gedanken ergreife, daß er, zu gleicher Zeit mit der Mutter ins Jenseits gegangen, dort als ein ewig Verworfener vor ihr hätte erscheinen, mit ihr zugleich vor des Ewigen Richterstuhl hätte treten müssen: sie als reiner Geist — er als schuldbelasteter Verbrecher..!"

Bertin hielt einen Augenblick lange inne; er selbst war heftig erschüttert von der Erinnerung an jene Zeit.

„Bald darauf," nahm er wieder das Wort, „ging unser Regiment nach Afrika und hier ward mein Freund schon nach einem halben Jahre zum Officier befördert..."

Die Stimmung der beiden Freunde war eine sehr ernste. Lange Zeit saßen sie ohne ein Wort zu sprechen, Jeder mit seinen Gedanken beschäftigt neben einander.

Aus diesem Sinnen wurden sie plötzlich durch ein Geräusch wie von Fußtritten aufgeschreckt.

Sie horchten auf und ganz deutlich hörten sie, wie mehrere Personen in lebhaftem Gespräch begriffen sich nahten, und zwar vernahmen sie, daß es vaterländische Laute waren, die an ihr Ohr schlugen.

Bertin winkte dem Freunde zu schweigen, und leise und vorsichtig erhoben sich Beide und schlichen in das Gebüsch. Es gestatteten ihnen die Zweige desselben einige Durchsicht nach dem Platze, wo die eben verlassene Bank stand.

Nach einigen Augenblicken sahen sie drei Männer erscheinen; die Gesichtszüge derselben konnte man bei der Dunkelheit unter den Bäumen und dem dichten Gesträuch nicht unterscheiden; die beiden Freunde bemerkten nur, daß der Eine von kleiner corpulenter Statur war, die anderen, von denen der Eine eine Cigarre rauchte, schlank gewachsen waren.

Die beiden Letzteren nahmen auf der Bank Platz, der kleine starke Mann aber stand, die linke Hand in

der Hosentasche und mit der rechten lebhaft gesticulirend vor seinen Begleitern und rief dem Einen derselben zu:

„Sie sind schwerfällig und ungeschickt, sonst wären Sie längst zum Ziele gekommen."

Die Stimme des Sprechenden schien den beiden Lauschenden nicht unbekannt zu sein.

„Oder er hält uns zum Besten, befindet sich wohl in dem vornehmen Schlaraffenleben, das allerdings angenehmer und gefahrloser ist, als die Arbeit im Cursaal, auf der Promenade, im Theater oder bei unseren Soupers mit Spiel," warf der Rauchende ein, der mit übereinander geschlagenen Beinen nachlässig auf der Bank saß.

„Aber seht Ihr denn nicht ein, daß ein großes Unternehmen auch längerer Zeit und eines klugen Verfahrens bedarf? Soll ich durch Uebereilung Alles verderben oder im glücklichsten Falle weiter nichts erreichen, als was Euch durch gewöhnliche Kunstgriffe tagtäglich gelingt?" vertheidigte sich der Dritte der Männer lebhaft sprechend.

Herr von Rochegune und Bertin sahen sich einander betroffen an; sie täuschten sich nicht — diese Stimme kannten sie zu genau.

„Das haben Sie nun schon seit Wochen gesagt und noch immer sehen wir die Sache nicht gefördert," entgegnete der Aeltere; „glauben Sie, wir hätten einen verzweifelnden Menschen nur deshalb von einer Dummheit, wie es ein Sprung in die Seine ist, zurückgehalten, einen durchgefallenen Komödianten auf unsere Kosten als Cavalier herausstaffirt, damit er herrlich und in Freuden lebe, wie der reiche Mann im Evangelio — der beiläufig kein Dummkopf war, denn er wußte zu leben — während wir im Schweiße des Angesichts und ohne Ruh' bei Tag und Nacht, wie der Spitzbube, der Leporello, uns plagen müssen?"

„Hölle und Tod!" brauste der Gescholtene auf, indem er von seinem Sitze aufsprang, „Sie werden unverschämt und beleidigend, und thun, als ob ich von Euerer Gnade lebte ...!"

„Erhitzen wir uns nicht," sprach der noch auf der Bank Sitzende, indem er die Asche seiner Cigarre ruhig und gelassen mit seinem Spazierstock abstrich, „das führt zu nichts, damit kommen wir nicht weiter. Setzen Sie sich, Etienne...... Es ist übrigens wahr, Sie könnten wohl etwas mehr für das allgemeine Beste thun. Man kann wohl ein größeres Werk betreiben und deshalb doch auch das Kleine nicht außer Acht lassen.... Weshalb z. B. haben Sie heute Abend die beiden Fremden nicht in unseren Club gebracht, anstatt Sie zu der großen Bank zu führen? Aglaé und Dorette waren in der besten Laune, wahrhaft reizend.... der Teufel hätte diesen Nymphen und Grazien nicht widerstreben können, und wir hätten ein gutes Geschäft gemacht....! Es war das nicht collegialisch gehandelt, denn eben so gut, und noch besser als dort, konnten die Vögel auch bei uns gerupft werden."

„Weil ich kein Dummkopf bin, weil ich weiter sehe, als die Nase reicht," rief heftig die bekannte Stimme. „Das wäre der beste und geradeste Weg gewesen, nicht allein den ganzen Plan zu vereiteln, sondern auch mich und Euch zu verderben...! Wißt, diese Herren gelten sehr viel bei dem alten Haudegen, obgleich sie unsere Landsleute und erst heute Morgen in dessen Hause erschienen sind. In ihnen ist mir das größte Hinderniß in den Weg gekommen, das ich nur überwinden oder umgehen kann, wenn sie die beste Meinung von mir behalten.... und glaubt mir, es ist nicht leicht, sich diesen Officieren gegenüber zu behaupten!"

„Nun, das mag Alles sein," nahm der kleine corpulente Mann das Wort, „allein was soll daraus werden, wenn wir uns hier noch länger aufhalten müssen? Anderwärts gibt es mehr und Besseres zu thun.... wir können nicht die ganze Saison hier zubringen..."

„Ich will Euch auch nicht aufhalten," sagte kurz der zur Rede Gestellte, „reist Ihr, wohin Ihr wollt!"

„Halt, so war es nicht gemeint!"

„Sie gehören zu uns, und wir lassen Sie nicht aus den Augen!“

„Nun, so geduldet Euch nur noch wenige Tage. Es kann mir nicht mehr fehlen, und da Ihr mich drängt, so will ich den entscheidenden Schritt thun, was ohne die Dazwischenkunft der beiden Officiere schon geschehen wäre ... Der Baroneß bin ich sicher, auch spricht, wie Ihr wißt, bereits die ganze Gesellschaft von meinem Verhältniß zu ihr und hält eine Verbindung für eine ausgemachte Sache ... Der Alte kann mir die Hand seiner Tochter nicht mehr verweigern, ohne die Baroneß und sich selbst zu compromittiren .... und nichts haßt und fürchtet er mehr, als ein solches öffentliches Gerede.“

„Nun, so sei es,“ rief der kleine Mann, eine Prise nehmend, „aber handeln Sie nun auch fest und entschieden, damit Zeit und Geld nicht umsonst verschwendet sind und wir in einigen Tagen uns auf den Weg machen können!“

Die beiden Sitzenden erhoben sich; das saubere Kleeblatt schickte sich an, den Schauplatz des nächtlichen Stelldicheins zu verlassen.

„Hörtet Ihr nichts .... was für ein Geräusch war das?“ fragte stehen bleibend und aufmerksam aufhorchend der kleine corpulente Mann.

„Ich habe nichts gehört,“ sprach der noch immer seine Cigarre rauchende Dritte in dem schönen Bunde.

„Es wird ein Wild, ein Reh oder Hirsch gewesen sein,“ meinte Etienne; „wer sonst sollte um diese Stunde an diesen abgelegenen Ort kommen ...! Laßt uns gehen, der Morgen graut bereits ...“

Die beiden Officiere, denen kein Wort von dieser nächtlichen Unterhaltung entgangen war, hörten die Schritte der sich Entfernenden nach und nach verhallen.

„Aber weshalb hieltest Du mich zurück, als ich hervorspringen, diese Spitzbuben überrumpeln und festnehmen, und so mit einem Schlage ihre schändlichen Pläne zerstören wollte?“ fragte nun aufgeregt und in fast heftigem, ärgerlichem Tone Herr von Rochegune.

„Weil das zu einem Eclat geführt haben würde, durch den die Ehre des Generals und dessen Familie arg bloßgestellt worden wäre. Wir müssen hier vorsichtig handeln...... wir können das jetzt um so besser, als wir durch diesen Zufall Herren der Situation geworden sind....!"

„Aber es werden diese Gauner, selbst wenn wir ihre Ränke durchkreuzen, straflos ausgehen...!"

„Darüber beruhige Dich... solche Schurken entlaufen ihrem Galgen nicht.... !"

IX.

Die Stimmung, in der sich Baroneß Caroline am Morgen nach dem Tage der Landpartie befand, war keineswegs eine rosenfarbene und angenehme.

Sie hatte auf des Vaters Stirn die Anzeichen eines Unwetters bemerkt, das sich über ihrem Haupte entladen sollte, sie fühlte auch selbst recht wohl, daß sie genug Veranlassung zu einer ernsten Strafpredigt gegeben hatte.

Es gibt aber kaum etwas Unbehaglicheres, als das Gefühl der eigenen Schuld, die man sich selbst nicht eingestehen will, während man doch fortwährend durch die innere Stimme daran erinnert wird, daß man selbst einzig und allein der schuldige Theil ist.

Man ärgert sich dann über sich selbst nicht weniger, als über diejenigen, welche ein Recht zu Vorwürfen haben, ganz besonders aber über die Personen, welche die Veranlassung zu dem Conflict gegeben haben, und das in erhöhtem Grade, je schuldloser die Betreffenden, je großer das Unrecht ist, das man ihnen angethan hat.

Dieser höchst unangenehme seelische Zustand gab sich auch deutlich auf dem Gesicht und überhaupt im Aeußeren der Baroneß zu erkennen.

Ihre Gesichtsfarbe war an diesem Morgen bleich, ihre sonst etwas markirten Züge zeigten Schlaffheit, das Auge war glanzlos wie nach einer schlaflosen Nacht, der sonst so lebendige und interessante Ausdruck ihrer Mienen hatte dem einer gewissen Abspannung und Theilnahmslosigkeit Platz gemacht.

Ein Blick in den Spiegel belehrte sie genugsam über die äußeren Zeichen ihrer inneren Stimmung und diese Wahrnehmung war allerdings nicht geeignet, die höchst übele Laune der stolzen jungen Dame zu bannen.

Am meisten mußte unter dieser Mißstimmung der Herrin das Kammermädchen leiden.

Man will bei übeler Laune stets einen Gegenstand haben, dem man dieselbe empfinden lassen kann und darf.

Die Schwester und die Gouvernante konnten diesmal dazu nicht dienen — obgleich diese nach Carolinens Meinung den größten Theil der Schuld trugen — denn sie waren geschützt durch den Vater, der, wie die Baroneß nur zu wohl wußte, in diesem Punkte keinen Spaß verstand.

Mit finsterem Gesicht und mit Scheltworten ward die unglückliche Zofe schon beim Lever Carolinens empfangen. Das Mädchen hatte das nach der Art, wie ihr geschellt worden war, vorausgesehen und sie trat daher, gerüstet mit aller ihr möglichen Standhaftigkeit und Ergebung in das unvermeidliche Schicksal, in Carolinens Gemach.

„Warum kommen Sie heute so spät?“ herrschte die Baroneß das Mädchen unwillig an.

„Das gnädige Fräulein haben ja erst in diesem Augenblick geläutet,“ erwiderte die Gescholtene in bescheidenem Tone.

„Sie sollen nicht stets widersprechen, wenn ich Ihnen etwas sage ... ich kann das nicht leiden ... ich will es nicht haben!“ rief zornig die junge Dame.

Dem armen Mädchen traten die Thränen in die — beiläufig sehr hübschen blauen — Augen bei diesen ungerechten und harten Worten der erzürnten Gebieterin. Sie dachte still bei sich seufzend an ihre Heimat, an

das Vaterhaus, an das bescheidene Stübchen ihrer guten Eltern, an ihren wackeren Bruder, der die Schwester so zärtlich liebte und der nie die kleinste ihr zugefügte Unbill ungerächt gelassen hatte.

Ruhig ging sie an ihr stets nicht leichtes, heute aber ganz besonders schwieriges Geschäft, an die Morgentoilette des gnädigen Fräuleins.

Da war nun wieder nichts recht, was sie that.

Bald raufte sie das Haar der Gnädigen, bald kämmte sie dasselbe nicht kräftig genug. Keine Locke wurde nach Wunsch gekräuselt, keine Schleife richtig angebracht, keine Falte des Kleides fiel regelrecht.

Da stieß die Gnädige bei einem heftigen Zornesausbruch mit höchsteigenem Ellenbogen einen Flacon mit Parfum vom Toilettentischchen herab, so daß die kostbare Flüssigkeit auf den Teppich rann.

Außer sich vor Wuth sprang Caroline vom Stuhle auf.

„Sie ungeschickte, einfältige Person,“ rief sie kreischend und mit beiden krampfhaft zusammengeballten Händen dem sich scheu zurückziehenden Mädchen drohend, „können Sie sich nicht besser in Acht nehmen, werden Sie niemals Ihre tölpelhaften Manieren ablegen . . . ! Das hat man davon, wenn man aus Mitleid eine solche Gans aus dem Pöbel um sich duldet . . . ! Aber das wird vom Lohne abgezogen . . . . darauf verlasse man sich . . . !“

„Aber gnädiges Fräulein,“ wagte das arme Mädchen im Bewußtsein seiner Unschuld und mit Thränen gekränkten Ehrgefühls im Auge zu erwidern, „ich habe ja nicht . . . . Sie selbst waren es ja . . . !“

„Was — das freche unverschämte Geschöpf will mich Lügen strafen . . . ! Augenblicklich verlasse Sie das Zimmer . . . . Sie kann hingehen, wohin Sie will . . . . und wenn Sie sich noch einmal untersteht, mir zu nahe zu kommen, lasse ich Sie zum Hause hinauswerfen . . . !“

„Was geht hier vor?“ ertönte plötzlich die Stimme des Generals, der unvermuthet in das Zimmer trat.

„Ach Excellenz,“ rief das Kammermädchen auf ihn zueilend, „ich bin nicht schuld daran . . . !“

„Schon gut, mein Kind," sagte der General in wohlwollendem Tone zu ihr, „lassen Sie uns jetzt allein, ich habe mit dem Fräulein zu reden.... ich spreche später mit Ihnen.... richten Sie sich darauf ein, nach Ihrer Heimat zu reisen, denn meine Tochter bedarf keiner besonderen Bedienung mehr.... Es soll Ihr Schade nicht sein."

Das Mädchen verließ weinend das Zimmer.

„Es ist wirklich recht delicat, mich vor der Dienerschaft zu beschämen!" sagte Caroline in spitzigem Tone, indem sie sich in heftiger Erregung auf den Divan warf.

„Schweig, vorlautes, übermüthiges Ding!" herrschte sie der Vater an. „Du verdienst es nicht besser..... Du bist für Alle im Hause ein unleidlicher Quälgeist ..... Das Mädchen wird gehen und Du wirst Dich von jetzt an selbst bedienen.... Dabei bleibt es!"

Der General nahm auf einem Stuhle Platz und fuhr dann fort:

„Rathen möchte ich Dir aber auch, etwas freundlicher mit Deiner Schwester umzugehen und deren Lehrerin mit der einer anständigen und gebildeten Dame gebührenden Achtung zu begegnen."

„Freilich, dem verzogenen Zuckerpüppchen und der naseweisen französischen Mamsell ist Alles erlaubt!" entgegnete Caroline in spöttischem Tone.

„Was soll das heißen," fuhr der General auf, „welche Sprache erlaubst Du Dir gegen mich, Deinen Vater...! Ich sage Dir, bringe mich nicht auf, es könnte Dich gereuen...! Du bist meiner Aufsicht und Gewalt noch nicht entwachsen; nur noch einmal soll ich hören, daß Du Deine üble Laune an Elisabeth auslässest und die Gouvernante wie eine Dienerin behandelst, so soll Dir der Teufel mit einem Donnerwetter durch die Parade fahren, daß Du daran denken wirst!"

Caroline kannte den Vater und wußte also, daß hier nicht mit ihm zu scherzen sei. Sie wagte daher nichts zu entgegnen, biß sich aber vor Aerger auf die Lippen und ballte die Hände zusammen, während der Unmuth ihre

Wangen mit glühender flüchtiger Röthe überzog und große Tropfen ihr in die Augen traten.

„Doch nun zur Hauptsache," fuhr der General in ruhigerem Tone fort, sich den grauen Schnurrbart streichend. „Ich wünsche, daß der Chevalier de Marle von jetzt an weniger oft bei uns erscheine..."

Caroline hob den Kopf in die Höhe und sah den Vater überrascht und verwundert an.

Dieser aber achtete nicht darauf und sprach ruhig weiter:

„Ich wünsche, daß nach und nach und ohne irgend welches Aufsehen der Umgang mit ihm abgebrochen werde..."

„Wie," fragte rasch Caroline, „was ist das .... habe ich recht gehört... und weshalb?

„Es müßte Dir genug sein, wenn ich sage, ich wünsche es so... allein ich will mich auch herbeilassen, Dir die Gründe meines Willens mitzutheilen," war die Antwort des Vaters. „Schon längst kam mir dieser französische Herr verdächtig, sein Benehmen sehr zweideutig, seine Stellung in der Welt höchst zweifelhaft vor..... seit gestern weiß ich aber mit Bestimmtheit, daß meine Befürchtungen nicht unbegründet waren... Die Verlegenheit des Chevaliers bei dem Zusammentreffen mit den beiden französischen Officieren entging mir nicht, so geschickt er sie auch vor den Augen der übrigen Anwesenden zu verbergen wußte... Volle Gewißheit gaben mir aber die Worte, welche der Lieutenant Bertin gestern Abend beim Abschied zu mir sprach, der — wie Du weißt — während der Landpartie sich sehr angelegentlich mit dem Herrn Chevalier unterhalten hatte .... der Chevalier ist ein Abenteuerer, der gewiß nicht in löblicher Absicht sich in unseren Kreis gedrängt hat."

Mit dem größten Erstaunen hörte Caroline des Vaters Worte an. — Ihr Gesicht ward von dunkler Röthe überzogen, ihre Augen leuchteten in düsteren Zornesflammen, ihr Busen wogte ungestüm, ihr ganzes Aeußere verrieth die stärkste Aufregung der Seele.

Einige Augenblicke lang schwieg sie mit sich selbst kämpfend, dann aber sagte sie mit erzwungener, kaum zu behauptender Fassung und in festem, scharfem Tone:

„Ich gestehe, ich kann mich von meinem Erstaunen noch immer nicht erholen ...! Wie, mein sonst so ruhig prüfender und vorsichtig urtheilender Vater bricht so ohne Weiteres, nur auf vage Verdächtigungen zweier uns bisher ganz fremder Menschen hin, den Stab über einen Mann, den wir seit längerer Zeit kennen und der nicht die geringste Veranlassung gegeben hat, ihm zu mißtrauen, an seiner Ehrenhaftigkeit zu zweifeln!"

„Meinst Du?" fragte der General, und fuhr dann fort: „Nun da muß ich Dir denn doch bemerken, daß ich Menschenkenner genug bin, um Wahres von Falschem, Echtes von Unechtem zu unterscheiden .... Ich glaube und weiß sogar, daß es Dir schwer wird an dem Herrn Chevalier zu zweifeln .... ich finde das auch natürlich, denn es ist mir nicht entgangen, wie Du Dich leider nur allzusehr hast von ihm blenden lassen, wie Du ihn bereits mit Augen ansiehst, welche die Wahrheit nicht mehr sehen können, sie auch nicht sehen wollen ... entgegne mir nichts," sagte er abwehrend, als Caroline ihm ins Wort fallen wollte, „ich sehe aus Allem nur zu bestimmt, daß Du mit dem Chevalier weiter stehst, als gewöhnliche gesellschaftliche Artigkeit verlangt. Das wirst Du, meine Tochter, der Sprößling eines alten und hochangesehenen Hauses, aber doch bei ruhiger Ueberlegung einsehen, daß ich eine Verbindung mit einem Menschen von zweifelhaftem Charakter nie zugeben werde, nie zugeben kann ..... Ich würde jetzt sofort abreisen und damit die Möglichkeit alles weiteren Verkehrs mit jenem Franzosen abschneiden, wenn ich meine Cur schon beendet hätte, wenn eine so plötzliche Abreise nicht auffallen, nicht Aufsehen in dem Kreise unserer hiesigen Bekannten machen müßte."

„Nun denn," rief Caroline aufstehend mit Entschlossenheit, „da Du zuerst diesen zarten Punkt, das Geheimniß meines Herzens berührst, so will auch ich mit meiner Meinung und mit meinem Entschluß nicht

länger hinter dem Berge halten. Ja, ich habe Herrn de Marle Hoffnung gegeben, und zwar sehr gewisse, weil er der einzige Mann unter der ganzen Schaar der mich umschwärmenden Gecken und Fanfarons ist, weil ich ihn allein nur achten und schätzen kann, weil ich seine Liebe zu mir erwidere....! Aber ich sage auch, daß mich nichts auf der Welt in meiner Liebe, in meiner Gesinnung über ihn irre machen soll... weder Dein Wille und Befehl und natürlich noch weniger die hämischen Verleumdungen zweier mir ganz fremder und höchst gleichgiltiger Menschen...!“

Auch der General hatte sich erhoben. Er schwieg einen Augenblick lang. Mit verschränkten Armen, den Kopf etwas geneigt, that er einige Schritte im Gemache. Endlich blieb er vor Carolinen stehen, ergriff ihre Hand und sprach in mildem, herzlichem Tone:

„Ich begreife und ehre Deinen Schmerz, eben so wie es mich herzlich freut, daß Du für den Mann Deiner Liebe so entschieden ins Feuer gehst... Glaube nicht, daß ich ein harter Vater bin, daß ich aus Eigensinn oder gar, weil ich anderer Pläne wegen, die ich allerdings für Deine Zukunft entworfen hatte, Deinem Glücke entgegen sein will.... Es ist ja mein heißester Wunsch, meine Kinder, und also auch Dich, liebe Tochter, glücklich zu sehen... es gibt keine größere Freude für ein treues Vaterherz, als das..... aber eben deshalb muß ich auch vorsichtig sein und mit dem ruhigen unbefangenen Blick des Greises prüfen, wo Dein junges Auge nur durch die rosige Brille der Liebe sehen kann. Du weißt es, schon einmal bin ich in dem Fall gewesen, ein solches Gespräch mit Dir zu führen...... Ich will ja nur, daß Du Dich nicht übereilst. Gönne mir Zeit, den Herrn Chevalier de Marle näher kennen zu lernen, und... gieb den bösen Zungen keine Veranlassung, schon jetzt von einer Sache zu sprechen, die sich — wie ich zu Gott hoffe und sehnlichst wünsche — zu Deinem Glücke und also auch zu unserer Aller Zufriedenheit gestalten wird...!“

In diesem Augenblicke trat mit der ihm eigenen militärischen Haltung der alte Georg ins Zimmer.

„Was willst Du?“ fragte ihn kurz der General, etwas verdrießlich über die Störung.

„Halten zu Gnaden, Excellenz, die beiden französischen Herren sind da und lassen fragen, ob Excellenz zu sprechen seien.“

„Zu so früher Tageszeit . . .?“

„Die Herren lassen auch deshalb um Enschuldigung bitten — das hatte ich vergessen zu sagen — allein es sei wichtig und eilig.“

„Gut. Führe sie nach meinem Zimmer . . . . . ich würde sie nicht lange warten lassen.“

„Zu Befehl, Excellenz, ist schon geschehen,“ sagte Georg das Zimmer verlassend.

Der General wendete sich wieder zu Carolinen.

„Ueberlege Dir, was ich Dir gesagt habe,“ sprach er seine Hand auf ihre Schulter legend, „glaube mir, so gut wie ich, Dein Vater, meint es Niemand mit Dir, mein liebes Kind . . . . vertraue mir, handle nicht übereilt . . . höre die treue Stimme Deines alten Vaters, dem seine Kinder ja das höchste Glück dieser Erde sind . . . . !“

Mit einem herzlichen Blick ging er nach der Thür und verließ das Zimmer.

Doch dieser Blick fiel auf ein steiniges Feld, er glitt an dem verschlossenen, starren Herzen der Tochter ab, die nur für den Gegenstand ihrer Zuneigung empfinden konnte.

Von trüben Gedanken und quälenden Gefühlen bestürmt, blieb Caroline allein in ihrem Zimmer zurück. Sie hatte sich auf den Divan gesetzt; das Haupt stützte sie in die linke Hand, die Rechte spielte mit dem lang hinabhängenden Gürtelbande; von Zeit zu Zeit schloß sich die Hand fest zu und zerknitterte das seidene Gewebe. Mit dem Geiste war die junge Baroneß nicht bei diesem Spiel; der Kopf wußte wohl gar nicht, was die Hand that, denn vor ihrer Seele, an ihrem inneren Auge zogen verworrene Phantasien, düstere Bilder vor-

über. In solchen Momenten ward Carolinens ernster Blick noch finsterer, die Stirne noch krauser, die Lippen wurden fest zusammengekniffen, ihr Busen hob sich in wildem Wogen.

Das Gefühl, das Caroline für den Chevalier hegte, war eine wirkliche, tiefgehende, leidenschaftliche Liebe. Es war das erstemal, daß ihr Herz sprach, das bis dahin für alle Zärtlichkeit verschlossen geblieben, das niemals für ihre Angehörigen, für ihren edlen Vater und für ihre kleine Schwester, noch für irgend ein menschliches Wesen geschlagen hatte, denn auch die Wünsche, die sie in Betreff des Prinzen Richard gehegt, hatten mit dem Herzen nichts gemein..... nur Stolz und Ehrgeiz waren es, welche Carolinen anspornten, nach dem hohen Ziele mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu streben, die geschmeichelte Eitelkeit war es, welche ihr die Artigkeiten des Prinzen als angenehm erscheinen ließ.

Nur mit Erbitterung und Zorn in der Brust hatte sie dem Machtgebot des Vaters gehorcht und ihre günstige Position bei Hofe verlassen, dabei fest entschlossen, die Sache nicht fallen zu lassen, sie vielmehr mit aller Thatkraft wieder aufzunehmen, wenn sie an den Hof zurückgekehrt sein würde, was der Vater auf die Länge allerdings nicht wohl hätte verweigern können.

Schnell und unerwartet, sie wußte selbst nicht wie es zuging, wurden aber alle Pläne des Ehrgeizes, alle zur Erreichung eines für sie und ihren Stolz großen Zieles durchkreuzt, und selbst der Glanz der Fürstenkrone mußte erbleichen, als in dem Busen der jungen Dame die weibliche Natur ihr Recht geltend machte.

Caroline liebte, aber diese Liebe war himmelweit entfernt von jenen Regungen, die ein in Liebe und Hingebung seine höchste Bestimmung ahnendes weibliches Wesen empfindet.

Die Liebe zeigt sich bei allen Menschen stets in der Gestalt, welche dem betreffenden Charakter entspricht.

Was Caroline für den Chevalier fühlte, war ebenso verschieden von dem rasch auflodernden Strohfeuer eines

jugendlichen leicht erregbaren Temperaments, wie von der ernsten, ruhigen, auf der Grundlage gegenseitiger Achtung stehenden und daher unveränderlichen, unerschütterlichen, in den wildesten Stürmen des Lebens, bei hereinbrechendem Mißgeschick eben so wie in der Zeit des Liebesfrühlings und in den Tagen ungetrübten Glücks sich bewährenden Herzensneigung tugendhafter, charakterfester, in der Schule des Lebens gestählter Menschen. Aber auch jene gewaltige, hochaufflammende, hoch beseligende, oft aber auch zerstörende Gluth der Leidenschaft, von welcher große, mit reicher Phantasie begabte und über alles Schöne und Herrliche in Enthusiasmus gerathende Menschen ergriffen werden, kannte Caroline ebensowenig, als jene heilige reine Flamme der zarten, sinnigen und opferfreudigen Liebe, die still, aber mächtig und unverlöschbar in dem unentweihten Heiligthume eines unschuldigen Frauenherzens brennt und gleich den milden Strahlen der Frühlingssonne nur Segen, Glück und reine Freude um sich her verbreitet.

Allen diesen verschiedenartigen mit dem kleinen Worte Liebe bezeichneten Empfindungen ist der Stempel des Göttlichen aufgedrückt; sie sind der Abglanz des Himmels in der Menschenbrust, sie alle haben ein hohes Recht, denn sie sind der Triumph des jedem Menschen zur Seite stehenden Engels über den Dämon der Selbstsucht, unter dessen Einfluß ein jeder Sterbliche mehr oder weniger steht, von dem selbst der Beste und Edelste sich wenigstens auf dieser Welt nicht ganz frei machen kann.

Carolinens Herz war wohl berührt worden von dem Wesen des göttlichen Geistes der Liebe, es war erweckt, erwärmt worden, allein nur um zugleich dem Einflusse des Sinnlichen zu verfallen. Ein verzehrendes Feuer loderte auch in ihr auf, allein seine Flammen waren getrübt, leuchteten in düsterem Glanze, denn sie hatten sofort das bei ihr stark überwiegende sinnliche Element erfaßt und wurden von diesem genährt. Dabei barg Carolinens Seele viel zu viel Stolz, Herrschsucht

und kalte Berechnung, als daß selbst ihre Liebe von Selbstsucht hätte frei bleiben können.

Auch die schönste Blume wird zum Unkraut, wenn das Samenkorn, aus dem sie erblühen soll, in schlechten Boden gesäet wird; selbst das Edle und Erhabene verkehrt sich zum Gemeinen und Niedrigen in der Seele des Egoisten, des Menschen, dessen Herz von Natur kalt und hart nur an dem Irdischen hängt, der die Verpflichtung gegen die Welt und seine Nächsten nicht anerkennen will.

Es war nicht zu leugnen, daß Chevalier de Marle äußerlich glänzende Eigenschaften besaß. Er wußte diese auch geltend zu machen, und so war es ihm gelungen, der stolzen und sonst nichts neben sich anerkennenden Caroline zu imponiren, sie, die mit scharfem Blick begabte, die vorsichtig prüfende Intriguantin, zu blenden.

Mochten anfänglich die Huldigungen dieses ihr bedeutend erscheinenden Menschen wohl auch nur ihrer Eitelkeit geschmeichelt, mochte sie selbst ihn in der ersten Zeit der Bekanntschaft nur als ein Spielwerk, seine Courtoisie als einen amüsanten Zeitvertreib betrachtet haben, so hatte sie sich doch bald in den fein gesponnenen Netzen ihrer eigenen Gefallsucht verwickelt. Eine gewisse Gleichstimmung beider Charaktere trug das Ihrige dazu bei, die Annäherung zu erleichtern; das Bedürfniß nach Liebe — und sei diese nur eine sinnliche — das in jedem weiblichen Herzen schlummert, war dadurch bei Carolinen erwacht. Sie sah sich besiegt und unterwarf sich willig dem Sieger. Es war in ihrem Busen nach und nach eine Leidenschaft von so großer Mächtigkeit und Heftigkeit entstanden, es hatte diese so tiefe Wurzeln geschlagen, wie man das bei ihrem Charakter kaum hätte erwarten sollen.

Noch mehr gekräftigt und befestigt war jedoch diese Liebe durch die unerwartet ihr entgegen tretenden Hindernisse, durch den Widerstand, den Caroline mit ihrer Neigung bei dem Vater fand.

Widerspruch war eine Sache, die sie nicht vertrug, gegen die sich ihr Stolz, der Glaube an die eigene Un-

fehlbarkeit mit aller Gewalt aufbäumten. Was sie einmal wollte, mußte sie durchsetzen, und selbst wenn ihre Liebe zu dem Chevalier noch nicht so tief und fest begründet gewesen wäre, selbst wenn sich in ihr noch Zweifel an dem Gegenstand ihrer Neigung geregt hätten, würde sie durch den Widerstand, den sie fand, in ihrem unbeugsamen Stolz verletzt, schon allein aus Stolz nicht nachgegeben haben....

Caroline saß noch versunken in dumpfem Brüten, als ihr Vater nach etwa einer halben Stunde wieder bei ihr eintrat.

Seine Mienen verkündeten nichts Gutes; er blickte sehr ernst, aber auch nicht ohne den Ausdruck des Schmerzes und des Mitleids auf die Tochter.

Er ließ sich neben ihr auf den Divan nieder und ergriff ihre Hand.

„Die Herren haben mir wichtige Mittheilungen gemacht, mein Kind, die ich Dir nicht vorenthalten darf, denn sie stehen mit dem Inhalt unseres vorigen Gesprächs in genauer Beziehung," begann in ruhigem, ernsten Tone der alte würdige Mann.

„Sind es wieder Verleumdungen und Hetzereien, in denen sich diese beiden Herren Franzosen zu gefallen scheinen, so verschone mich damit," erwiderte Caroline mit schneidender Kälte und Härte. „Ich finde es überhaupt von Deinen neuen Freunden gerade nicht sehr ritterlich, hinter dem Rücken eines Landsmannes Uebles von diesem zu sprechen. Haben sie gerechte Sache, weshalb treten sie dann nicht offen gegen ihn auf...? Also erlasse mir diese wichtigen Mittheilungen, denn Du würdest doch nur vergebliche Worte sprechen," fügte sie abwehrend hinzu.

„Das hoffe ich nicht," sprach der General mit Nachdruck, „und Du selbst wirst einsehen, daß Du dieses Verhältniß lösen mußt, wenn Du erfährst, daß wir es in der That nicht allein mit einem Abenteuerer, für den ich den Chevalier schon seit längerer Zeit zu halten guten Grund hatte, sondern sogar mit einem höchst gefährlichen Gauner zu thun haben..."

Carolinens Antlitz überflog eine dunkle Röthe, ihr Auge sprühte Blitze des Zornes und der tiefsten Entrüstung, als sie des Vaters Worte vernahm. Sie richtete sich stolz in die Höhe und rief:

„Das geht zu weit ... das ist zu viel ...!"

Der General achtete nicht darauf und fuhr dann ruhig fort:

„Deshalb und weil ein offenes Auftreten gegen diesen Menschen uns comprommittiren, überhaupt einen ärgerlichen Scandal herbeiführen würde, ziehen es die Herren von Rochegune und Bertin vor, so und nicht anders zu handeln."

Er theilte nun der Tochter in kurzen Worten mit, was die französischen Officiere in der vergangenen Nacht erlebt hatten.

Mit sichtbarem Widerstreben und verächtlich lächelnd, doch kaum im Stande die in ihr tobende Leidenschaft von einem Ausbruch zurückzuhalten, hörte sie die Erzählung des Vaters an. Als dieser aber geendet hatte, rief sie in wegwerfendem Tone:

„Abgeschmackte Erfindungen, die uns diese beiden Unverschämten aufbinden wollen ....! Wenn sie aus Bosheit und Neid Anderen durch nichtswürdige Verleumdungen schaden wollen, so sollten sie es wenigstens klüger anfangen und nicht glauben, wir seien kleine Kinder, denen man jede Dummheit plausibel machen kann ...! Wer gibt übrigens diesen Leuten das Recht, sich in unsere und namentlich in meine Angelegenheiten zu mischen und uns ihre Dienstfertigkeit aufzudrängen ...?"

„Denke darüber, was Dir beliebt, allein Du wirst es auch in der Ordnung finden, daß wir so schnell als möglich Wiesbaden verlassen ... Ich weiß gewiß, daß Du bald selbst einsehen wirst, wie sehr recht ich darin handle, wenn ich — so wehe es mir um Deinetwillen thut — jetzt, wo es noch Zeit ist, dieses Verhältniß gewaltsam löse."

„Das glaube nicht ...!" entgegnete Caroline in heftiger Erregung, und mit dem Ausdruck der Entschlos-

fenheit fuhr sie fort: „Ich werde Alles daran setzen, diese Verleumder Lügen zu strafen .... meiner Liebe aber werde ich treu bleiben und mich nicht besinnen, wenn mir die Wahl zwischen Dir und dem Manne meines Herzens gestellt wird ...!"

Sie sank nach diesen Worten mit dem Gesicht auf das Kissen des Divans nieder, es traten Thränen in ihre Augen, die bald zu einem starken Strome anschwollen.

Im Innersten des Herzens auf das Schmerzlichste berührt, blickte der General mit trübem Blick auf die Tochter.

„Wirklich, das könntest Du ...? auch dann noch, wenn Du die schlagendsten Beweise erhalten haben wirst, daß der sogenannte Chevalier Deiner unwürdig ist, daß Deine und meine Ehre durch eine Verbindung mit ihm bloßgestellt würde ...?" fragte er tief bewegt.

„Das geschieht nicht ... dieser Fall wird nie eintreten ..."

„Er ist eingetreten ... Du hast die Beweise."

„Grundlose Behauptungen, Verleumdungen oder alberne Märchen sind keine Beweise ... wenigstens nicht für mich, die ich gewohnt bin, selbst zu sehen und zu urtheilen ...!"

„Nun denn, so sage ich Dir einmal für allemal," rief der General sich erhebend in strengem und bestimmtem Tone, „dieser Mensch kommt nicht wieder in Deine Nähe ... Wir reisen morgen .... Du wirst genug mit den nöthigen Vorbereitungen zur Abreise zu thun haben, Du verläßt also für heute das Haus nicht ... dafür aber, daß der saubere Glücksritter uns nicht folge, werde ich Sorge tragen ...!"

Mit eiligen Schritten entfernte er sich, die Tochter ihren eigenen Gedanken und Gefühlen überlassend. Er begab sich in sein Zimmer, um hier seine Papiere zu der bevorstehenden Abreise zu ordnen. Um jedoch seine Tochter von jedem übereilten Schritt abzuhalten, ward Befehl ertheilt, den Chevalier, wenn er kommen sollte,

abzuweisen, Georg aber ward als Ehrenwache in das kleine Gemach vor Carolinens Zimmer beordert.

Der alte Soldat fand hier das Kammermädchen, dem er mit kurzen Worten verkündigte, daß er gekommen sei, sie abzulösen, daß sie selbst aber sich sofort nach dem Zimmer des gnädigen Herrn zu begeben habe.

Das Mädchen war nicht wenig verwundert über die Worte Georgs.

„Ablösen sollen Sie mich?“ fragte sie; „ist denn hier ein militairischer Posten, ein Schilderhaus, und sollen Sie denn das gnädige Fräulein bedienen?“

„Nicht gemuckst im Gliede ... Donnerwetter noch einmal, was verstehen Sie davon ..! Gehen Sie zum Teufel mit Ihrem Geschwätz .... aber erst zu Sr. Excellenz ... rechts um, vorwärts marsch!“ sagte ganz grimmig der Alte.

„Nun nun, alter Brummbär, ich gehe ja schon!“ entgegnete das Mädchen kopfschüttelnd das Gemach verlassend.

„Verdammtes Weibsvolk,“ brummte Georg in den Bart, „das hat auch gar keinen Begriff von Subordination und Ordrepariren .... müssen ewig widersprechen ... sollten alle Tage einmal tüchtig gefuchtelt werden .... und ich alter Kerl muß nun gar hier ein Frauenzimmer bewachen .... hätte das mein Lebtag nicht gedacht ...!“

Er ließ sich nun auf einen Stuhl nieder und zog ein Buch aus der Tasche, dessen äußeres Ansehen deutlich zu erkennen gab, daß es bereits durch sehr viele Hände gegangen war, nicht immer auf den saubersten Tischen gelegen haben mochte und unendlich oft gelesen sein mußte.

Der Alte holte dann ein Futteral hervor, öffnete es und nahm vorsichtig und bedächtig eine Brille mit Horngestell und mächtig großen runden Gläsern, ähnlich alten Kirchenfenstern, daraus. Es wurde diese Bewaffnung seiner alten Augen ebenso sorgfältig geputzt, wie ehemals sein Säbel, seine Pistolen, seine Knöpfe an der Uniform und seine Sporen. Nachdem er die Brille

auf die Nase gesetzt hatte, vertiefte er sich in die Lecture des interessanten Buches, das eine romantische Erzählung mit obligatem Geisterspuck aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges enthielt. Aber so ganz still ging das nicht ab, denn wie alle Leute, denen das Lesen nicht ganz leicht wird, konnte auch der alte brave Georg den Sinn der Worte und Sätze nur fassen, wenn er diese sich selbst vorlas. Es geschah das nun zwar nicht so laut, wie gewöhnlich bei den sich für Literatur interessirenden Dienstmädchen und Arbeitern, aber es ertönte doch ein leises Brummen im tiefsten Baß durch das kleine Vorzimmer.

Es stellte sich übrigens bald heraus, daß dieser Wachtposten keineswegs ein überflüssiger war.

Vielleicht eine halbe Stunde lang, mochte Georg sich brummend vorgelesen haben, als sich die Thür zu dem Zimmer des gnädigen Fräuleins öffnete und Caroline zum Ausgehen angekleidet im Vorzimmer erschien.

Georg legte schnell das Buch bei Seite, nahm die Brille von der Nase und stellte sich in kerzengerader Haltung an den Ausgang.

„Was soll das .... was thust Du hier?“ fragte Caroline betroffen.

„Mit Verlaub, gnädiges Fräulein, hier darf Niemand passieren,“ antwortete Georg.

„Was unterstehst Du Dich, alter Dummkopf ...!“ herrschte ihn die Baroneß an.

„So lautet die Ordre Sr. Excellenz, des Herrn Generals,“ fuhr der alte kaltblütig fort.

„Und ich wäre also Gefangene in meinem eigenen Zimmer ...?“

„So ist es .... Stuben-Arrest nennt man das.“

Bleich vor Bestürzung, bebend vor Zorn stand Caroline einen Augenblick lang vor dem alten Krieger .... Endlich faßte sie sich, nahm eine freundliche Miene an und spach:

„Lieber Georg, Du bist ein guter, braver und treuer Mensch, Du weißt, ich habe Dich immer gern gehabt und bin Dir immer eine gute Herrin gewesen.“

„Kann das eben nicht sagen!“ brummte der Alte halblaut in den Bart.

Die Baroneß biß sich auf die Lippen, fuhr dann aber in möglichst mildem Tone fort:

„Du siehst, lieber Georg, wie unwürdig mich mein Vater behandelt .... sei Du wenigstens nicht hart und ungerecht mit mir ... ich will nur einen kurzen Spaziergang machen .... ich befinde mich unwohl, mein Kopf brennt ... ich bedarf der frischen Luft ...“

„Wenn es das gnädige Fräulein befehlen, werde ich die Fenster Ihres Zimmers öffnen, da haben das gnädige Fräulein frische Luft vollauf.“

„Du bist ein alter Grobian, ein roher, nichtswürdiger Mensch ... aber gedulde Dich nur, Du sollst noch an mich denken ... Du glaubst, Du sitzest hier fest im Hause, weil sich mein Vater alle Deine Dummheiten gefallen läßt und auf Deine boshaften Hetzereien hört, ich weiß es wohl, daß auch Du ... und jetzt wirst Du gar unverschämt und frech gegen mich! Aber es kömmt die Zeit, wo auch wir mit einander abrechnen werden, und dann sei Dir Gott gnädig, Du altes überflüssiges Möbel ..!“ rief Caroline in ihrem Zornesausbruch kein Maß mehr kennend, indem sie dem Alten wüthende Blicke zuwarf und dann mit stolzer, die tiefste Verachtung ausdrückender Miene in ihr Zimmer zurück ging.

„Brr,“ dachte der Alte bei sich, „das war ein Kartätschenhagel ...! und ein altes überflüssiges Möbel nannte sie mich ....? nun ja, ihr und ihrem sauberen Herrn Franzosen mag ich wohl im Wege sein .....! Nein, wie kommt nur Excellenz zu dieser bösen Hexe! Aber das ist wahr, ein Teufelsvolk sind die Weiber ... da ist doch Eine wie die Andere ... ob eine Baroneß oder eine Viehmagd ... an einer schnellen Zunge und an vielen Worten fehlt es Keiner ...!“

X.

Zu der für Morgenbesuche geeigneten Zeit ging der Chevalier de Marle in ganz besonders gewählter Toilette nach dem Stadttheile, wo der General wohnte.

Eine ihm sonst fremde Befangenheit hatte sich in seinem Inneren bemerkbar gemacht, als er den für ihn bedeutungsvollen Weg antrat. Er bekämpfte dieses Gefühl jedoch mit aller ihm zu Gebote stehenden Willenskraft, er suchte seinem Gesicht den heitersten und unbefangensten Ausdruck zu geben und ging mit leichten aber dabei bestimmten und festen Schritten auf das Haus zu, in dem der Gegenstand seiner Hoffnungen und Wünsche weilte — jetzt war der Augenblick gekommen, der ihm sein Glück vollständig sichern sollte.

Ehe er jedoch das Haus erreicht hatte, nur noch wenige Schritte davon entfernt, erblickte er Carolinen am Fenster ihres Zimmers.

Sie hatte ihn in dem außerhalb des Fensters befestigten Spiegel bemerkt.

Er zog schon von Weitem grüßend den Hut .... da gewahrte er, wie die Geliebte ihm zuwinkte, nicht in das Haus zu treten.

Betroffen blieb er stehen und während er sich noch nicht ganz von seinem Erstaunen erholt hatte, noch nicht wußte, was er thun sollte, sah er ein kleines zusammengefaltetes Papier aus dem Fenster fallen, das der Wind ihm entgegen trieb.

Eilig ergriff er den Zettel, entfaltete ihn und las die flüchtig mit Bleistift geschriebenen Worte:

„Treten Sie nicht in das Haus ein, sonst ist Alles verloren — bleiben Sie unbemerkt in der Nähe und lassen Sie mein Fenster nicht aus den Augen."

Der Chevalier erbleichte, als er diese Zeilen las.

„Was ist das," sprach er bei sich selbst, „sollte

man ...! das wäre ein verdammter Streich — doch sehen wir, was da kommen wird!"

Er zog sich hinter eine von einem Garten gebildete Ecke zurück. Von hier aus beobachtete er aufmerksam das Fenster Carolinens.

Eine Viertelstunde mochte vergangen sein, als er abermals ein Papier herabfallen sah.

Er trat aus seinem Versteck hervor, schlich sich vorsichtig umsehend bis zu der Stelle, wo der Brief lag. Er hob ihn auf und entfernte sich dann eiligen Schritts die Straße, die nur eine Reihe von Häusern hat, weiter gehend.

Bald war er vor der Stadt angelangt. Er schritt den Weg durch die Felder weiter. Vorsichtig sah er sich auch hier nach allen Seiten um. Alles war ruhig, kein Mensch in der Nähe.

Hastig öffnete er nun das Schreiben.

Es war dasselbe augenscheinlich in großer Aufregung, mit zitternder Hand und sehr eilig hingeworfen, denn die sonst feste und kräftige Handschrift Carolinens war diesmal unstet und unregelmäßig, die Buchstaben waren in einander gezogen, die Zeilen nicht ganz gerade. Ebenso war der Styl wenig geordnet, kurz und aphoristisch.

Dem Chevalier sagte dieses Schreiben, noch ehe er es gesehen, daß sich seinem Unternehmen ein großes Hinderniß in den Weg gestellt hatte. Er hielt das Papier in der bebenden Hand, sein starres Auge flog mit fieberhafter Ungeduld über die Zeilen.

Der Brief lautete:

„Theuerer Freund! Es ist Alles verloren, wenn Sie mich nicht retten, Ihre Landsleute haben Sie verleumdet... mein Vater würde Ihnen das Haus verbieten... es kam zwischen ihm und mir zu einer heftigen Scene.... wir reisen morgen ab und ich sehe Sie nicht wieder, wenn Sie mich nicht retten.... ich kann ohne Sie nicht leben.... ich folge Ihnen überall hin ... jetzt bin ich in meinem Zimmer gefangen — Georg

steht Schildwacht in meinem Vorzimmer .... er läßt mich nicht hinaus und Niemanden außer dem Vater hinein .... aber ich finde Mittel und Wege zu entkommen ... auf keinen Fall reise ich mit meiner Familie zurück ..... ich will meinen Vater zwingen, in unsere Verbindung zu willigen und das wird geschehen, wenn er nicht mehr anders kann, wenn er sich einem fait accompli gegenüber sieht ..... dann geschieht es aber auch gewiß. Erwarten Sie mich heute nach Mitternacht vor dem Hause und halten Sie einen Wagen bereit, der uns nach einer entfernteren Eisenbahnstation bringt .... bis morgen Abend müssen wir jenseits der französischen Grenze sein ..... Vergessen Sie nicht: nach Mitternacht zwischen zwölf und ein Uhr!"

Der Chevalier stand einige Augenblicke lang in Nachdenken versunken. Langsam, fast maschinenmäßig faltete er das Papier zusammen und steckte es in die Tasche.

„Das sind schöne Neuigkeiten!" sprach er zu sich selbst. „Teufel, man scheint uns auf der Spur zu sein; habe ich vielleicht ein unvorsichtiges Wort gegen die Officiere fallen lassen ....? Nein, ich erinnere mich nicht ... das kann auch gar nicht sein ....! Da wäre es wohl das Beste, die Gefährten zu benachrichtigen und uns sämmtlich aus dem Staube zu machen! Ja, ja, das will ich .... Nun, ich danke Dir schön dafür, mein Schätzchen, daß Du mir den Wink gegeben hast .....! Schau' Dich nur um „nach Mitternacht" ...... es wird Dir ganz gewaltig grausen in der Einsamkeit der Geisterstunde und Du wirst gern wieder in den Käfig zurückgehen ...! Romantisch wäre schon eine solche Entführung, aber .... Doch halt," fuhr er, wie von einem plötzlich aufsteigenden Gedanken erfaßt, fort, „halt, Freund Etienne, keine Uebereilung! Sollte ich das ganze Unternehmen aufgeben, sollte ich so viel Zeit und Mühe umsonst verschwendet haben, am Ende gar noch die Vorwürfe der guten Freunde anhören müssen ....! Hm, der Alte wird und muß sogar etwas herausrücken, wenn man

ihm nur gehörig einheizt, mit Eclat, Blamage und dergleichen droht... und im allerschlimmsten Falle hat die Närrin ja auch kostbaren Schmuck genug, den sie hoffentlich nicht im Stiche lassen wird.... daß sie selbst auch nicht zu verachten ist, das wäre mein specieller Vortheil, also auch mit in Rechnung zu bringen....! Ueberlegen wir uns daher die Sache doch noch reiflich! Aber das Damokles=Schwert über uns...? Nun, laß doch einmal sehen, wo das eigentlich hängt...!"

Er zog den Brief Carolinens wieder hervor und las ihn noch einmal mit Ruhe und großer Aufmerksamkeit.

„Nun, bei ruhiger Ueberlegung sehe ich hier im Grunde nicht etwas so sehr Schlimmes.... Daß man doch bei einem unerwarteten Zwischenfalle so leicht den Kopf verliert....! Ich sollte doch darüber hinaus sein...!

Er blickte abermals in den Brief und sprach zu sich selbst:

„Da schreibt sie: Ihre Landsleute haben Sie verleumdet.... das ist Alles, das ist es, was mir den Schreck einjagte.... aber was will das sagen....? Was können sie wissen? höchstens können sie an meinen kriegerischen Tugenden zweifeln! Nun das wäre allerdings ein Grund für den alten deutschen Haudegen, mir sein Haus zu verschließen, aber durchaus nicht zu einer gerichtlichen Verfolgung.... und eine solche ist es allein, was ich zu fürchten habe...! Nun wohl, theuere Caroline, ich gehe auf Deinen Plan ein.... ich warne meine Freunde und um Mitternacht bin ich auf dem Posten...!"

Mit erleichtertem Herzen ging er rasch zur Stadt zurück, um seine Maßregeln zu treffen.

Zunächst lenkte er seine Schritte nach einem der ersten Gasthöfe. Er fragte hier den Portier nach einem Herrn Stehli aus Lausanne, erhielt aber den Bescheid, daß der Herr mit seinem Fräulein Tochter spazieren gefahren sei.

Es schien das dem Chevalier nicht sehr angenehm

zu sein, denn etwas vor sich hinmurmelnd ging er eilig und ohne den dienstbaren Geist weiter zu beachten, mit verdrießlichem Gesicht rasch fort.

In einem andern Gasthofe war er glücklicher. Er fand den hier Gesuchten, einen Herrn Duvernoy, einen schlanken Herrn in den mittleren Jahren, der bekleidet mit einem eleganten Schlafrock auf dem Sopha lang ausgestreckt lag und eine Cigarre rauchend mächtige Dampfwolken aus dem Munde blies.

Wir erkennen in diesem Herrn jenen Camille Duglos, der einst in Paris zugleich mit Pierre Carron einen Verzweifelnden davon abhielt, sich von einer Brücke in die Seine zu stürzen.

Nicht wenig verwundert war Herr Camille Duglos, als auf sein „entrez“ der Chevalier de Marle erschien.

„Welcher Teufel führt Sie her, Etienne!“ rief er dem Chevalier entgegen, indem er sich aufrichtete, „haben Sie vergessen ...“

„Still, hören Sie mich an,“ erwiderte der Chevalier rasch, „ich war bereits bei Pierre, fand ihn aber nicht zu Hause ...

„Sind Sie besessen ...? Sie wissen doch, daß wir uns hier nicht kennen, nicht kennen dürfen.“

„Wenn Sie so freundlich sein wollten, Ihre Gedanken etwas in Ordnung zu bringen, so würden Sie sich leicht zusammen reimen können, daß ich nicht ohne die höchste Noth hier erschienen bin,“ entgegnete der Chevalier.

„Was ist geschehen ....?“

„Man ist uns auf der Spur .... macht, daß Ihr fortkommt. ...“

„Wie .... und woher wissen Sie ....?“

„Lesen Sie diesen Brief,“ sagte der Chevalier seinem Genossen Carolinens Schreiben reichend.

Herrn Camille Duglos wurde es nicht ganz leicht, den deutschen, übrigens undeutlich und in unklarem Styl geschriebenen Brief zu lesen. Der Chevalier mußte ihm mehrmals Auskunft darüber geben, was das oder jenes heißen solle. Als Camille aber damit zu Stande war, sagte er, das Papier zurückgebend.

„Aber da sehe ich doch nichts, was auf irgend eine Gefahr für uns hindeuten könnte .... für uns nämlich nicht .... für Sie allerdings .... Ihnen traut man nicht, oder man weiß vielmehr schon, daß es mit Ihnen nicht richtig ist, weil Sie jedenfalls so ungeschickt gewesen sind, sich selbst zu verrathen ....“

„Sie werden unverschämt!“ rief der Chevalier heftig.

„Gegen Sie? das wäre der Mühe werth ...!“ entgegnete Camille. „Ich sage Ihnen nur die Wahrheit .... doch ereifern wir uns nicht, lieber Freund“ fuhr er ruhig fort, „ich sehe ein, Sie haben es wohl gemeint, aber Sie dürfen nicht um jede Kleinigkeit den Kopf verlieren ....!“

„Bei unserem Thun und Treiben ist jede Kleinigkeit wichtig und darf nicht unbeachtet bleiben ...“

„Aber wie sollte man darauf kommen, Sie und uns in irgend welche Beziehung zu bringen? Es ist ja nicht denkbar ...!“

„Auch ich weiß es nicht ... aber dennoch scheint es mir zu sein, wie ich sage .... deshalb ist es am besten, Ihr sucht sämmtlich so schnell wie möglich das Weite.“

„Geht nicht so schnell, Freundchen. Sie wissen, es ist beschlossen, in diesen Tagen von hier fort zu gehen, d. h. Einer nach dem Andern .... nicht Alle auf einmal .... Einige der Freunde sind schon fort, Sie werden in dieser Nacht abreisen und zwar nicht allein und auch nicht mit leichtem Gepäck, will ich hoffen .... Ich, Pierre, Aglaé und die Gräfin müssen aber noch bleiben, denn es gilt einen guten Fang zu thun .... vielleicht gelingt es schon heute Abend, zum Ziel zu kommen; es ist Assemblée bei der Gräfin ....“

„Nun, so thut, was Ihr wollt! Ich habe Euch gewarnt .... es sollte mir leid thun, wenn Euch etwas Menschliches begegnete ....“

„Seien Sie außer Sorgen ... alte Füchse prellt man nicht so leicht!“

„Wir werden uns in der nächsten Zeit nicht wie-

dersehen," sagte der Chevalier sich zum Gehen anschickend; „leben Sie wohl, führen Sie Alles gut durch; grüßen Sie Pierre und die Damen.... in Aix treffen wir wieder zusammen... es bleibt doch dabei?"

„Gewiß.... Leben Sie wohl und nehmen Sie meinen Glückwunsch als junger Ehemann einstweilen im Voraus!"

„Ich danke.... und nun: Adieu!"

Der Chevalier entfernte sich rasch.

Sich die Cigarre anzündend blickte Camille dem Chevalier lächelnd nach.

„Ein guter Junge ist er," dachte er bei sich, „zwar etwas von sich eingenommen und aufbrausend... nun, dafür hat er Lampendunst gerochen — aber er ist auch leicht wieder zur Vernunft gebracht, und brauchbar ist er auch.... hat seine Rolle gut gespielt, besser als auf dem Boulevard.... wird sie auch zu Ende führen, und wir Alle wollen ihm dann applaudiren...!"

Er war im Begriff, sich sorglos wieder seiner Lieblingsbeschäftigung, dem dolce far niente mit obligatem Cigarrendampf, hinzugeben, als er plötzlich überlegend stehen blieb.

„Wäre es aber doch am Ende nicht besser," dachte er, „die Freunde von Etienne's Mittheilung in Kenntniß zu setzen? Könnte nicht vielleicht der Eine oder der Andere von ihnen ebenfalls etwas gemerkt haben, was verdächtig wäre...? Nun, schaden kann das wenigstens nichts.... Ja, ja, machen wir der Gräfin einen Besuch, hören wir wenigstens, wie weit Kallbergs Sache gediehen ist...!"

Er schellte dem Zimmerkellner und bestellte bei diesem einen Wagen. Dann kleidete er sich an und nach etwa einer halben Stunde fuhr er der Wohnung der Gräfin zu. —

Die russische Gräfin Baranow war vor einigen Wochen erst in Wiesbaden angekommen. Sie hatte ein nicht weit von der Stadt gelegenes Landhaus bezogen und bald einen Kreis von Herren und Damen, größten-

theils Franzosen, Engländer und Russen, um sich versammelt. Ganz besonders waren es aber einige französische Herren und ein reicher Industrieller aus Lausanne, Herr Stehli und dessen Tochter Louise, welche fortwährend in ihrem Hause verkehrten.

Von dem bewegten gesellschaftlichen Leben des berühmten Badeorts hielt sich die Gräfin fern. Sie war leidend und hatte nur ihren einstweiligen Aufenthalt in der reizenden Umgebung Wiesbadens genommen, um sich zu erholen und namentlich ein ruhiges Landleben zu genießen. Das hielt sie jedoch nicht ab, kleine Gesellschaften zu geben, die von Allen, welche das Glück hatten, Zutritt zu erhalten, sehr gerühmt wurden. Man aß und trank hier sehr gut, es herrschte ein feiner Ton in dem ländlichen Salon der Gräfin, auch fehlte es nicht an Unterhaltung, die hauptsächlich in einem ziemlich hohen Spiel bestand, wie es reiche Cavaliere zu lieben pflegen.

Die Gräfin war Witwe, eine Frau von vierzig Jahren, die jedoch trotz ihres leidenden Zustands noch immer gut aussah und der es daher unter den älteren Herren nicht an Verehrern fehlte. Ihr Sohn diente, wie sie sagte, in der russischen Garde, hatte sie jedoch, durch dienstliche Pflichten zurückgehalten, auf der Reise nach Deutschland nicht begleiten können. Außer einer ältlichen Kammerfrau und einem Diener hatte sie Niemanden bei sich.

An dem Vormittag, an dem Herr Camille Duglos, oder wie er sich hier nannte, Herr Duvernoy, der Gräfin einen Besuch zugedacht hatte, finden wir die Dame des Hauses in ihrem kleinen Empfangszimmer in Gesellschaft eines jungen Mannes, dessen schlanke kräftige Statur, dessen hellblondes Haar und Schnurrbart, besonders aber die Eigenthümlichkeit seines Dialekts den Norddeutschen verriethen. Das Benehmen dieses Herrn wie seine Garderobe zeigten, daß er ein Mann von Stande war.

Sein Gesicht strahlte Freude und Glück, als er zu der Gräfin in lebhaftem Tone sprach:

„O könnte ich Ihnen sagen, wie unendlich glücklich ich mich fühle, daß ich meinem Ziele so nahe bin, daß meinem Lebensglück nichts mehr entgegensteht .... und das Alles verdanke ich Ihnen, Frau Gräfin, Ihrem Einfluß, Ihrem Geist, Ihrer Güte ...!"

„Und Ihre eigenen glänzenden Eigenschaften, die Macht der Liebe, die kein Hinderniß, keine Schranke kennt — rechnen Sie das für nichts, Herr von Kallberg?" fragte lächelnd die Gräfin.

„Was hätte ich vermocht ohne Ihre Fürsprache ...?"

„Sie beschämen mich," fuhr die Gräfin fort; „ich habe nicht mehr gethan, als Ihrem zukünftigen Schwiegervater, einem zwar braven, aber auch auf sein Geld sehr stolzen Manne, begreiflich gemacht, daß die Verbindung seiner Tochter mit einem Edelmanne aus altem Hause unter allen Umständen eine Ehre ist, umsomehr aber auch ein großes Glück, als sie diesen Cavalier liebt, als ihre Liebe glühend erwidert wird und der Mann ihres Herzens beiläufig auch ein bedeutendes Vermögen besitzt."

„Sprechen wir nicht davon," fiel ihr Herr von Kallberg ins Wort, „was hat die Liebe, was hat mein Glück damit zu thun?"

„Wie Sie gesehen haben, sehr viel," entgegnete die Gräfin, „denn ich weiß nicht, ob Herr Stehli trotz Ihres alten Adels, trotz Ihrer Liebenswürdigkeit, trotz der Liebe seiner Tochter, Ihnen Louisens Hand geben würde, wenn Sie nicht als Associé mit hunderttausend Francs bei seinem großen industriellen Unternehmen auftreten könnten ...!"

„So lerne ich jetzt erst den Werth des Reichthums vollständig schätzen!"

„Mein lieber junger Freund, Reichthum ist unter allen Umständen eine höchst schätzenswerthe Sache!" rief lachend die Gräfin.

Man hörte das Rollen eines vorfahrenden Wagens.

Herr von Kallberg trat an das Fenster, schaute hinab und rief dann freudig:

„Es ist Herr Stehli.... aber allein...! das ist schade, er hätte auch Louisen mitbringen können...!"

„Herr Stehli ist ein kluger Mann," sagte die Gräfin, „der die Menschen, besonders die Verliebten und ganz besonders Sie, kennt. Er weiß recht wohl, wenn Sie Louisen in der Nähe wissen, würde mit Ihnen nichts anzufangen sein.... jetzt muß aber der Vertrag wegen Ihrer Betheiligung bei dem Unternehmen ratificirt werden, und dazu bedarf es Ruhe und Besonnenheit.... Er handelte nur in Ihrem Interesse, wenn er die Tochter zu Hause ließ."

Der eintretende Diener meldete Herrn Stehli, der bald darauf selbst im Zimmer erschienen.

Herr von Kallberg eilte auf den sich gegen die Gräfin tief verneigenden ältlichen Herrn zu, ergriff dessen Hand und rief:

„Darf ich Sie als Vater begrüßen, würdiger Mann?"

„Ich nenne Sie von jetzt an meinen lieben Sohn," erwiderte treuherzig und mit Rührung Herr Stehli. „Es freut mich übrigens auch, daß Sie sich bei meinen allerdings sehr weitläufigen und für einen einzelnen Menschen eine fast zu große Last werdenden Unternehmungen betheiligen wollen."

„Lassen Sie uns vor Allem die Geschäfte abthun," rief Herr von Kallberg lebhaft, „damit dieser schöne Tag dann ganz dem Glück der Liebe geweiht sein kann."

„Sie haben Recht," sagte wohlgefällig lächelnd Herr Stehli, „das Geschäft wird schnell gemacht sein."

„Ich werde mich während dem entfernen," sprach die Gräfin, „bei Geschäftsangelegenheiten sind wir Frauen überflüssig...."

„O nicht doch," rief Herr Stehli, „wenn Sie uns die Ehre Ihrer Gegenwart schenken wollen, kann es uns nur angenehm sein; Sie sind ja auch dabei interessirt, durch Ihre Vermittlung ist ja der für beide Theile so vortheilhafte Vertrag zu Stande gekommen."

„Nun, wenn ich nicht störe und Sie es wünschen..."

„Gewiß, wir bitten sogar darum“, sagte sich verneigend Herr von Kallberg.

Die Gräfin ließ sich auf dem Divan nieder, die beiden Herren nahmen auf Stühlen an dem Tische Platz.

„Von dem Plane zu dem großen industriellen Unternehmen, das ich auszuführen gedenke, haben sie Einsicht genommen, Herr von Kallberg?“ fragte mit einer Art von feierlicher Miene Herr Stehli, nachdem er sich geräuspert hatte.

„Ja, mein theuerer Vater.“

„Und haben Alles reiflich in Erwägung gezogen: die Beschaffenheit des Terrains, die Risse zu den weitläufigen Fabriksgebäuden, die Zeichnungen der Maschinen, ferner die Kostenüberschläge zur Erwerbung des Areals, des Baues, der Anschaffungen von Inventar an Maschinen, sowie die Berechnung der Ankäufe von Rohmaterial, die Gehalte für Beamte, der Arbeitslöhne u. s. w....? Ja, ja, bei einem solchen Geschäft muß Alles genau berechnet und überlegt werden....“

„Das muß ich nun eigentlich wohl Ihnen überlassen, da ich nicht Geschäftsmann bin, also auch kein richtiges Urtheil in dergleichen Dingen habe,“ erwiderte Herr von Kallberg; „ich bin Landwirth und wenn es sich darum handelte, eine große Oekonomie einzurichten und zu leiten, oder wenn von Pferde- und Schafzucht die Rede wäre, dürfte ich wohl mitsprechen.... nur so viel sehe ich aus den Papieren, daß das Unternehmen ein gutes ist, das unter der Leitung eines so hochverständigen Mannes gedeihen, also auch für mich eine vortheilhafte Capitalanlage werden wird.... geben Sie also den Contract her, damit ich unterzeichne.... heute noch werde ich Ihnen zehntausend Francs, die ich gerade disponibel habe, baar anzahlen, das Uebrige zu Ihrer vollkommenen Sicherstellung in Wechseln auf mich selbst Ihnen einhändigen. Sie wissen, daß ich vollständig Herr meines Vermögens bin, da ich außer zwei Schwestern keine näheren Verwandten mehr habe....“

„Bitte, Herr Baron, sprechen Sie davon nicht weiter," sagte Herr Stehli, „Sie haben mir Ihre ganzen Verhältnisse mitgetheilt und bewiesen.... also wenn es Ihnen gefällig wäre...?"

Er reichte Herrn von Kallberg das Document, der dasselbe noch einmal durchlas, dann die beiden vollständig übereinstimmenden Exemplare des wohlverbrieften und wohl verklausulirten Contracts unterzeichnete.

Herr Stehli that darauf dasselbe und jeder der Herren steckte alsdann seinen Contract in die Tasche.

„Was nun Ihren höchst schmeichelhaften Antrag betrifft, den Sie durch mich meiner Tochter gemacht haben," nahm Herr Stehli wieder das Wort, „so muß ich Ihnen zuvörderst sagen, daß meine Tochter und ich selbst uns im hohen Grade durch denselben geehrt fühlen. Meine Louise liebt Sie, und sie hat Ursache dazu, ich kann und will ihrem Glücke kein Hinderniß in den Weg legen, es thut vielmehr meinem Herzen wohl, daß noch nähere und innigere Bande uns verknüpfen sollen, als die des Geschäfts und des beiderseitigen Interesses. Ich habe Ihnen daher das Jawort meiner Tochter Louise zu bringen, zugleich aber ertheile ich Ihnen meine väterliche Einwilligung zu diesem schönen Bunde...."

„O, Sie machen mich unaussprechlich glücklich!" rief Herr von Kallberg lebhaft den zukünftigen Schwiegervater unterbrechend.

„Halt, Herr Sohn, noch habe ich eine Bedingung zu stellen und zwar folgende: Da Sie sich mit Ihrer jungen Gattin in Lausanne niederzulassen gedenken, so bedürfen Sie einer vollständig neuen Einrichtung. Die Sorge für diese behalte ich mir vor, abgesehen von der standesgemäßen Ausstattung meiner Tochter; ebenso daß ich meinem einzigen geliebten Kinde bis dahin, daß Sie als Louisens Gatte in den Besitz meines Eigenthums treten, ein Jahrgeld von dreitausend Francs für kleine Ausgaben aussetze."

„Sie überhäufen mich mit Güte," sprach der glückliche Bräutigam Herrn Stehli umarmend.

„Und wenn es Ihnen, Herr Baron und Herr Stehli, genehm ist," ergriff die Gräfin das Wort, „so wird heute noch die Verlobung declarirt und bei mir gefeiert.... ich lasse keine Einwendungen gelten, das lasse ich mir nicht nehmen...!"

„O gütige Freundin," sagte Herr von Kallberg zur Gräfin, „was habe ich Ihnen Alles zu danken:..."

„Ja ja, dabei bleibt es," meinte Herr Stehli, „heute Abend feiern wir also im Hause der Frau Gräfin die Verlobung in dem Kreise einiger vertrauter Freunde!"

„Doch jetzt gestatten Sie mir, daß ich nach der Stadt zurückkehre, um Alles zu besorgen, damit ich mein in Betreff der Anzahlung und Wechsel gegebenes Wort heute noch einlösen kann," sagte Herr von Kallberg seinen Hut ergreifend; „darf ich auch auf ein Viertelstündchen bei meiner Braut vorsprechen?" wendete er sich fragend an Herrn Stehli.

„Ei gewiß," erwiderte dieser lachend, „das darf ich Ihnen doch nicht versagen.... Uebrigens bedienen Sie sich meines Wagens, ich wünschte noch mit der Frau Gräfin etwas zu sprechen, und gehe dann zu Fuß nach der Stadt zurück; es wird mir das gut sein bei meiner Corpulenz."

„Nicht doch," fiel ihm die Gräfin ins Wort, „Sie bleiben hier; bis zum Diner wird der Herr Baron seine Geschäfte wohl abgethn haben, dann kommen Sie, Herr von Kallberg, mit Fräulein Louise zurück und wir speisen zusammen."

Die Herren stimmten dem bei und Herr von Kallberg beeilte sich, nach der Stadt zu kommen, um desto schneller zurückkehren zu können.

Unterwegs begegnete er Herrn Duvernoy. Er ließ einen Augenblick lang halten und theilte diesem in Kürze das für ihn so wichtige Ereigniß seiner Verlobung mit Fräulein Louise mit.

Duvernoy, selbst freudig überrascht, wünschte ihm lebhaft Glück und beide Wagen fuhren dann nach entgegengesetzten Richtungen weiter.

Als Herr Duvernoy, oder vielmehr Duglos, in das Zimmer der Gräfin trat, kam ihm Stehli mit den Worten entgegen:

„Es ist vortrefflich gelungen, der Handel ist gemacht, das Geschäft geschlossen..... nun was sagst Du, Freund, der letzte Coup war doch noch der glücklichste und beste."

„Ich weiß es bereits," antwortete kurz Herr Duglos, „ich weiß es von ihm selbst; er sagte es mir, als ich ihm auf dem Wege hierher begegnete... doch habe ich noch einen besonderen Grund, der mich veranlaßte, schon jetzt hier zu erscheinen."

Er erzählte nun, was ihm der Chevalier mitgetheilt hatte.

„Ah bah," rief Herr Stehli, „der Etienne ist ein Narr...!"

„Auch ich gebe nicht viel auf die Sache," sagte Duglos, „allein ich hielt es doch für gut, Euch davon in Kenntniß zu setzen...."

„Dein Eifer ist lobenswerth, Camille," rief die Gräfin, „wenn ich selbst auch keineswegs Befürchtungen hege...."

„Es ist ja kaum denkbar, daß jene Officiere hinter irgend etwas gekommen seien," meinte Herr Stehli; „es betrifft ihr Argwohn nur Etienne, der sich gewiß wieder einmal ungeschickt benommen hat.... Laßt ihn seine Sache zu Ende führen, er wird das auch können, denn wie Du mir sagst, Camille, steht ja die Sache noch nicht schlimm, und mit Weibern und in Liebesangelegenheiten weiß er gut zu manövriren... das ist sein Fach.... zu jedem andern ist er unbrauchbar...!"

Zur bestimmten Zeit kehrte Herr von Kallberg mit seiner Braut zurück.

Obgleich er ganz berauscht von seinem Glück war, so vergaß er darüber doch nicht, das seinem zukünftigen Schwiegervater gegebene Wort zu lösen. Er beurlaubte sich für einige Augenblicke bei der Gräfin und seiner Braut und bat Herrn Stehli, ihm in ein Nebenzimmer zu folgen.

Hier händigte er diesem das Geld und die Wechsel aus, über deren Empfang ihm der große Industrielle aus Lausanne in aller Form eine Quittung ausstellte.

Bei dem Diner war die Gesellschaft sehr heiter; Alle, selbst die Braut, thaten der reich besetzten Tafel ihre Ehre an, nur Herr von Kallberg aß und trank wenig. Er war oft ganz in dem Anblick der neben ihm sitzenden Louise versunken.

Es war diese in der That auch eine schöne Erscheinung.

Ihr feines interessantes Gesicht, ihr sprechendes schwarzes Auge, ihr volles dunkles Haar, ihre schlanke Gestalt konnten auch wohl den gewiegtesten Kenner weiblicher Schönheit befriedigen, umsomehr, als die junge Dame es auch verstand, durch gewählte Toilette und feine Tournure ihre äußeren, durch lebhaftes Gespräch ihre geistigen Vorzüge in das beste Licht zu stellen. Dem schärfer beobachtenden Auge des Menschenkenners würde es zwar nicht entgangen sein, daß der Ausdruck reiner Weiblichkeit in den schönen Zügen Louisens nicht zu finden war, daß sie vielmehr sehr wohl erfahren in jenen kleinen Künsten sein mußte, mit denen die Männer gewöhnlich am leichtesten zu fangen sind. Man hätte vielleicht darauf wetten können, daß der arglose liebeglühende Herr von Kallberg nicht ihre erste Liebe gewesen sei. Dieser aber hatte nur Augen für ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit, nur Ohren für ihre Unterhaltung und die Versicherungen ihrer Liebe.

Die für den Abend geladene Gesellschaft stellte sich nach und nach ein. Sie bestand nur aus Herren. Man ergoß sich in Glückwünschen, nachdem die Gräfin mit einer gewissen feierlichen Förmlichkeit die Verlobung des Herrn Baron Oscar von Kallberg mit Fräulein Louise Stehli verkündet hatte.

Man unterhielt sich sehr gut. Es ward musizirt. Louise sang mit klangvoller Stimme französische Romanzen, schweizer Nationallieder und italienische Opernarien. Alle waren entzückt von diesen Vorträgen, ganz besonders aber natürlich Herr von Kallberg. Das Ge-

spräch war ein sehr lebhaftes. Man sprach von Tagesneuigkeiten, von Klatschereien unter den Badegästen, ließ es auch nicht an Lästerungen fehlen.... kurz es war eben eine Conversation, wie man sie in den Salons nicht selten findet.

Endlich wurde wie gewöhnlich das Spiel arrangirt....

Herr Duglos hielt die Bank und hatte, wie stets, viel Glück, denn es währte nicht lange, so war das kleine Häuflein von Zwanzigfrankenstücken, mit dem er die Bank gelegt hatte, zu einem ganz ansehnlichen Berg von Gold und Papier angewachsen.

Herr von Kallberg konnte sich nicht vom Spiel ausschließen, obgleich er lieber mit seiner Braut sich unterhalten hätte, der er ja so sehr viel zu sagen hatte.

Er nahm daher Platz am Spieltisch; Louise saß ihm zur Seite. Er hatte nur für sie Augen, hielt fortwährend ihre Hand in der seinigen und flüsterte mit ihr. Auf das Spiel achtete er nicht, bis er endlich merkte, daß die keineswegs unbedeutende Baarschaft, die er bei sich hatte, vollständig verschwunden war. Doch das schien ihm nicht viel Sorgen zu machen; er spielte auf Credit weiter und hatte bald eine sehr ansehnliche Summe auf diese Weise verloren.

Mitternacht war bereits vorüber. Die Gesellschaft dachte noch nicht an Aufbruch, als plötzlich die Glocke an der Hausthür heftig gezogen wurde.

Alle horchten erstaunt auf. Die Gräfin und Louise wurden todtenbleich, selbst Herr Stehli und Herr Duvernoy, wie er hier genannt ward, entfärbten sich etwas...

Schnell gefaßt erhob sich Herr Stehli jedoch und eilte zum Fenster. Er bemerkte hier in der unbestimmten nächtlichen Beleuchtung eine Anzahl dunkler Gestalten im Garten. Es blieb ihm kein Zweifel, das Haus war von allen Seiten umzingelt.

„Karten und Geld weg," rief er, und kaum war geschehen, was er geboten, als der Diener bleich und

zitternd hereinstürzte und verkündete, daß drei Herren im Namen des Gesetzes Einlaß begehrt hätten.

Die fremden Herren traten ein und blickten sich forschend im Zimmer um, jeden Einzelnen der Anwesenden scharf ins Auge fassend.

„Im Namen des Gesetzes," rief der eine der Beamten, „werden uns sämmtliche Anwesende folgen, die sich nicht sofort legitimiren können!"

Mit festem Schritt und imponirender Haltung trat die Gräfin auf den Beamten und rief:

„Mein Herr, ich weiß nicht, was Sie wollen.... Ich muß Ihnen sagen, daß ich es im höchsten Grade ungebührlich finde, mitten in der Nacht in mein Haus zu dringen...!"

„Schweigen Sie," herrschte sie der Beamte an, „Sie werden unser Verlangen sehr begreiflich finden, wenn ich Sie bei Ihrem wirklichen Namen nenne: Marie Collin, und auch Sie Charlotte Brignole, und Sie Pierre Carron und Camille Duglos...!" sprach der Beamte weiter, sich zu jeder der betreffenden Personen wendend.

„Was ist das.... erklären Sie uns.... es ist unmöglich...!" riefen die anderen anwesenden Herren durcheinander.

Herr von Kallberg aber stürzte auf den Beamten zu, ergriff ihn beim Arm und rief in verzweiflungsvollem Tone:

„Ich beschwöre Sie, Herr, erklären Sie mir.... sagen Sie, es ist ein Mißverständniß, ein Irrthum...!"

„Nein, es ist kein Mißverständniß, kein Irrthum, Herr Baron von Kallberg," rief der Beamte mit lauter Stimme; „Sie und diese Herren sind in die Hände von Spitzbuben und Beutelschneidern gefallen... diese sogenannte Gräfin Baranow aus Moskau ist eine ausrangirte Pariser Comödiantin — diese hier, für die Sie sich ganz besonders zu interessiren scheinen, ist eine jener Phrynen, die aus dem Pfuhl der Laster hervorgegangen selbst lasterhaft dem Verbrechen dienen — die im Winter ihr Wesen in der französischen Hauptstadt treiben, die Debardeurs der Bälle in der großen Oper, die besten

Cancantänzerinnen sind, im Sommer oft in die deutschen Bäder kommen und hier in Verbindung mit abgefeimten Gaunern, wie diese beiden Herren es sind, auf Raub ausgehen ...."

„Nicht möglich .... nein, es kann nicht sein .... Louise, sprich nur ein Wort .... sage: nein, es ist nicht so, und ich glaube Dir ...!" rief Herr von Kallberg.

„Sie kann nicht mehr läugnen und, thäte sie es auch, es würde ihr und Ihnen nichts helfen — sie ist dem Gesetz verfallen; übrigens können Sie sie auch Aglaé nennen, denn diesen romantischen Namen hat sie hier bei den Lustgelagen der Bande geführt, ehe sie die Tochter des Großkaufmanns Stehli aus Lausanne wurde!" sagte der Beamte.

„Halt!" rief einer der Beamten den Herren Carron und Duglos zu, als er bemerkte, daß diese sich den Fenstern in der Absicht genähert hatten, um auf diesem Wege mit einem kühnen Sprunge zu entwischen, „halt, bemühen Sie sich nicht, es ist vergebens .... das Haus ist von allen Seiten cernirt ...!"

„Nun aber ohne weitere Umstände fort mit dem Gesindel," sagte der Beamte.

Auf seinen Befehl erschienen mehrere Leute der Polizeimannschaft im Zimmer, welche sich der angeschuldigten Personen bemächtigten, diesen die Taschen visitirten und Alles, was sie hier fanden — bedeutende Geldsummen, Pretiosen, Papiere 2c. — den Beamten übergaben. Zu gleicher Zeit wurden auch die Kammerfrau und der Diener der Gräfin festgenommen und alle Räume des Hauses sorgfältig durchsucht.

Die Beamten forderten nun die übrigen Herren auf, sich auszuweisen, was diese auch ohne Weiteres vermochten.

„Was Ihnen die Spitzbuben abgenommen haben in falschem Spiel und durch andere Gaunereien, wird Ihnen soweit das noch möglich, wieder erstattet werden", sagte der erste Beamte zu Herrn von Kallberg und den anderen Herren. „Leider haben wir nicht alle Mitglieder

der sauberen Gesellschaft fassen können, doch wir glauben, diese hier sind die gefährlichsten, die Häupter der wohlorganisirten Diebs-Republik!"

Die Herren, welche so schmählich getäuscht und den Gaunern zum Opfer geworden waren, wurden entlassen und beeilten sich, aus dem Hause und nach der Stadt zurückzukommen — mit welchen Gefühlen, kann man sich leicht denken. Besonders war es aber Herr von Kallberg, der von diesem Schlage schwer betroffen wurde. Er hatte sich auf der Höhe des Glücks gewähnt und sah nun plötzlich, in welchen Abgrund er gerathen war.... Seine Begleiter, die selbst genug Ursache hatten, ihren Leichtsinn und ihre Thorheit zu verwünschen, suchten ihn zu trösten, und wenn er auch selbst zugestehen mußte, daß die Katastrophe noch zur rechten Zeit eingetreten, daß die heutige Aufhebung der Bande noch ein großes Glück für ihn gewesen sei, so war doch der Sturz aus dem Himmel seiner Seligkeit und seiner Liebe ein allzu jäher, als daß er, der lebhaft empfindende Gemüthsmensch, jetzt schon die Sachlage mit ruhiger Fassung hätte überblicken können.

* * *

Am nächsten Morgen in aller Frühe — es war noch nicht sieben Uhr — sah man schon den Capitain von Rochegune und den Lieutenant Bertin mit raschen Schritten der Wohnung des Generals von Marsenburg zueilen.

Vor der Thür des Hauses hielt ein mit Koffern und anderen Reisegegenständen hochbepackter Miethwagen.

Die beiden Herren stiegen eilig die Treppe hinauf.

Georg war auf dem Vorsaal beschäftigt. Mit niedergeschlagenem Blick trat er den Officieren entgegen.

„Was geht hier vor... diese Vorbereitungen zur Abreise?" fragte ihn Herr von Rochegune in gebrochenem Deutsch.

„Das Unglück ist über uns gekommen.... o mein

armer Herr .... o daß ich das erleben muß!" erwiderte Georg mit bewegter Stimme und fuhr dann fort: „doch Excellenz werden es Ihnen besser sagen können, als ich."

Er führte die Herren nach des Generals Zimmer.

„Was ist geschehen ... was bedeutet das Alles?" fragten die Officiere den General, der sie mit anscheinender Ruhe begrüßte.

„Nichts, als daß ich genöthigt bin, mit meiner Familie schnell abzureisen," entgegnete dieser mit ernstem, kummervollem Ausdruck im Gesicht. „Es freut mich, daß ich Sie noch einmal bei mir sehe .... ich hätte sonst schriftlich von Ihnen Abschied nehmen müssen."

„Ist das Alles, was Sie uns zu sagen haben?" fragte Herr von Rochegune im Tone leisen Vorwurfs.

„Alles ....!" erwiderte der General sich abwendend.

„Aber wir haben Ihnen noch etwas zu sagen, das unseren Verdacht rechtfertigt, das unsere gestrigen Mittheilungen nur zu sehr bestätigt."

„Was .... wie .... was ist es ....?" fragte der General hastig.

„In der letzten Nacht ist es endlich der Behörde gelungen, sich einer gefährlichen Gaunerbande zu bemächtigen, die seit lange schon auf die frechste Weise ihr Wesen hier getrieben hat! ... Leider bestand sie größtentheils aus Franzosen ..... In letzter Zeit war das Haus einer sogenannten russischen Gräfin der hauptsächliche Schauplatz der Streiche dieser Bande. Dort erwischte man in vergangener Nacht die Spitzbuben .... auch die Gräfin war nur eine gemeine Betrügerin ... Leider sind jedoch mehrere der verschmitztesten Hallunken schon seit einigen Tagen von hier verschwunden; auch eines der gefährlichsten Subjecte entkam gestern Abend noch, ein gewisser Etienne Farnale, der hier unter dem Namen eines Chevalier de Marle aufgetreten war!"

„O, mein Gott!" rief der General sein Gesicht

mit beiden Händen bedeckend und auf einen Stuhl niedersinkend.

Die Freunde eilten ihm beizustehen und ihm Trost zuzusprechen.

„Fassen Sie sich," sprach Bertin mit ruhigem und herzlichem Ausdruck, „es sind ja so auf einmal die Ränke jenes Abenteuerers durchkreuzt... Sie und Ihr Fräulein Tochter sind von ihm befreit für immer.... es ist ja noch nichts geschehen, das...."

„Meinen Sie...?" unterbrach ihn der General sich erhebend in schneidendem Tone.... „nun, so erfahren Sie denn: meine Tochter ist in dieser Nacht, wie eine gemeine Dirne, mit jenem Elenden auf und davon gegangen!"

„Unmöglich... das kann nicht sein...!"

„Auch ich hätte das für unmöglich gehalten.... und doch ist es so, meine Freunde," rief der unglückliche Vater.

Schweigend standen sich die drei Männer gegenüber. Endlich sprach der General zu Herrn von Rochegune:

„Es sind schöne Neuigkeiten, die Sie Ihrem Vater von dem bei Ihrer Familie in so hohem Ansehen stehenden deutschen Officier bringen können....! Doch wenn Sie diese Schande meines Hauses auch Ihren Eltern im Vertrauen mittheilen, so werden Sie doch gewiß gegen alle anderen Menschen darüber schweigen .... nicht wahr? Wenn ich an Ihrem Herrn Vater einst irgend etwas Gutes gethan habe, so wird das Alles durch Ihr Schweigen über diese Sache tausendfach vergolten...! Und auch Sie, Herr Lieutenant, geben mir Ihr Wort...!

„Parole d' honneur!" riefen die beiden französischen Officiere zu gleicher Zeit und reichten dem General die Hände.

„Und nun noch eine Bitte: Kommen Sie bald nach Marsenburg, auf das Stammgut meiner Familie, denn dorthin werde und muß ich mich nach diesen Vorfällen zurückziehen."

„Gewiß, ehe drei Wochen vergehen, sehen wir Sie, Sie uns wieder!“

Die Herren nahmen kurzen Abschied von ihrem ehrwürdigen, jetzt so tief gebeugten Freund, begrüßten noch einmal herzlich den alten Georg, der sie bis hinab in die Hausflur begleitete und verließen dann mit raschen Schritten das Haus.

Eine halbe Stunde später fuhr bereits der Zug auf der Taunus-Eisenbahn ab, der den General, seine einzige ihm gebliebene Tochter Elisabeth, deren Gouvernante, den alten Georg und das Kammermädchen von dem reizenden Wiesbaden fortführte, nach dem man unter so freudigen Aussichten auf ein angenehmes Leben von einigen Monaten gekommen war.

Ende des ersten Bandes.

Gleich, Ferdinand

Eine Dame aus der grossen Welt Roman von Ferdinand Gleich

Bd.: 1

Prag 1865